

Pflug

ERZÄHLUNGEN | IOFEN | KULTUR M A G A Z I N

FRÜHJAHR 2019

Der gemeinsame Tisch



Das ist mein Leib Edwidge Danticat • Warum im Jemen Hunger herrscht Daniel Larison
Die große Dürre bezwingen Johannes Meier • Befreiung am Kreuz Oscar Romero



Sieger Köder, „Das Mahl“, MISEREOR-Hungertuch Hoffnung den Ausgegrenzten, 1996

Sieger Köder (1925–2015) war Soldat im Zweiten Weltkrieg und geriet in Frankreich in Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Rückkehr lernte er Ziselieren und Silberschmieden und schrieb sich dann an der Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart ein.

Nachdem er zwölf Jahre als Künstler und Kunsterzieher gearbeitet hatte, begann er an der Universität Tübingen ein weiteres Studium: Katholische Theologie. Er wurde 1971 zum Priester geweiht und war nach seinem Vikariat als Pfarrer tätig bis er 1995 in den Ruhestand trat. Er hörte aber nie auf zu malen.

Gespeist von seiner künstlerischen wie auch von seiner theologischen Berufung blühte Köders

Kunst in seinen Jahren als Priester auf. Seine Altarbilder, Gemälde, Fresken und Buntglasfenster sind in ganz Deutschland und darüber hinaus zu finden. Seine Interpretationen der Kreuzigung, des unschuldigen Leidens, haben eine Klarheit, die aus seiner eigenen Geschichte von Krieg und Gefangenschaft stammen. Einigen galt er als „Prediger mit Bildern“.

Aber obwohl sein Werk weltweit Anerkennung fand, weigerte er sich, das ihm angetragene Lob anzunehmen. In einem Interview bemerkte er: „Es gibt Leute, die nach Ellwangen kommen, um den Maler zu besuchen. Wenn sie sich so für den Maler interessieren, dann haben sie die Bilder nicht verstanden.“ ➤



Pflug Magazin

NEULAND ERSCHLIESSEN FÜR EINE ANDERE WELT

Frühling 2019, Nummer 2

Aus der Redaktion: Vom Feld zum Fest	Peter Mommsen	3
Leser antworten		4
Freunde & Gefährten		5
Familie: Der Knabe und das Kalb	Maureen Swinger	6
Beiträge zum Thema: Der gemeinsame Tisch		
Das ist mein Leib	Edwidge Danticat	8
Der gemeinsame Tisch	Claudio Oliver, Elizabeth Mambo, Seonghee Kim, Cozine A. Welch Jr., Jairo Condega Morales, Clemens Weber	15
Bericht: Warum im Jemen Hunger herrscht	Daniel Larison	22
Ströme in der Wüste	Richard Joyner	24
Lektüre: Definition eines guten Landwirts	Philip Britts	25
Interview: Die große Dürre bezwingen	Johannes Meier	26
Einblick: Liebe ist Arbeit	Eberhard Arnold	41
Beiträge und Profile		
Einander die Sünden bekennen	Johnny Fransham	42
Befreiung am Kreuz	Oscar Romero	44
Interview: Ein Buch, um Mauern abzubauen	Uk-Bae Lee	46
Vorläufer: Johnny Appleseed	Veery Huleatt, Jason Landsel	48
Künstler: Michael Naples, Sieger Köder, Carl Juste, André Chung, Asuka Hishiki, Sybil Andrews, Cameron Davidson, Jason Landsel		

WWW.PLOUGH.COM/DE

Lernen Sie die Gemeinschaft kennen, die hinter dem Pflug Magazin steht



Pflug Magazin wird vom Bruderhof herausgegeben, einer internationalen Gemeinschaft von Familien und Singles, die gemeinsam Jesus nachfolgen wollen. Die Mitglieder des Bruderhofs sind einer radikalen Nachfolge im Sinne der Bergpredigt verpflichtet. Inspiriert von der ersten Gemeinde in Jerusalem (Apg. 2 und 4) verzichten sie auf Privateigentum und teilen alles gemeinsam in einem Leben der Gewaltlosigkeit, Gerechtigkeit und des Dienstes am Nächsten Nah und Fern. Die Gemeinschaft umfasst Menschen verschiedenster Herkunft. In den Vereinigten Staaten, England, Deutschland, Australien und Paraguay gibt es 23 Bruderhof-Siedlungen in ländlichen und städtischen Gebieten mit insgesamt rund 2.900 Menschen.

Um mehr zu erfahren oder einen Besuch zu vereinbaren, besuchen Sie die Website der Gemeinschaft unter bruderhof.de. ➔

Pflug Magazin bietet authentische Geschichten, Ideen und Kultur, um Glauben und Handeln im Alltag zu inspirieren. Ausgehend von der Überzeugung, dass die Lehren und das Beispiel Jesu unsere Welt verändern und erneuern können, wollen wir sie auf alle Aspekte des Lebens anwenden und nach einer gemeinsamen Basis mit allen Menschen des guten Willens suchen, unabhängig vom Glauben. Das Ziel des *Pflug Magazins* ist es, ein lebendiges Netzwerk von Lesern, Mitwirkenden und Praktizierenden aufzubauen, damit wir uns in den Worten des Hebräerbriefes „gegenseitig zu Liebe und guten Taten anregen“ können.

Pflug Magazin enthält Beiträge, die unserer Meinung nach die Aufmerksamkeit unserer Leser verdienen, unabhängig davon, ob wir mit ihnen vollkommen einverstanden sind oder nicht. Die Meinungen der Autoren sind ihre eigenen und spiegeln nicht unbedingt die redaktionelle Position des *Pflug Magazins* oder der Bruderhofgemeinschaften wider.

Redakteure: Peter Mommsen, Veery Huleatt, Sam Hine. Redakteur der deutschen Ausgabe: Daniel Hug. Kreative Leitung: Clare Stober. Design: Rosalind Thomson, Miriam Burleson. Chefin vom Dienst: Shana Goodwin. Beitragende Redakteure: Maureen Swinger, Susannah Black.

Gründungsredakteur: Eberhard Arnold (1883–1935).

Pflug Magazin Nr. 2: *Der gemeinsame Tisch* (auszugsweise Übersetzung von *Plough Quarterly* No. 20: *The Welcome Table*, © 2019 by Plough Publishing House. All rights reserved.)

Published by Plough Publishing House, ISBN 978-0-87486-290-4

Copyright © 2019 by Plough Publishing House. All rights reserved.

Titelbild: Grafik von Michael Naples; Bild mit Genehmigung verwendet. Umschlagrückseite: Foto mit Genehmigung von Cameron Davidson reproduziert. Umschlaginnenseite: „Das Mahl“, MISEREOR-Hungertuch „Hoffnung den Ausgegrenzten“ von Sieger Köder © MVG Medienproduktion, 1996.

Redaktionssitz
PO Box 398
Walden, NY 12586
Tel. +001 845 572-3455
info@plough.com

Deutschland
Talweg 18
07639 Bad Klosterlausnitz
Tel. 036601-922987
kontakt@plough.com

Großbritannien
Brightling Road
Robertsbridge
TN32 5DR
Tel. +44 (0)1580 883-344

Australien
4188 Gwydir Highway
Elsmore, NSW
2360 Australia
Tel. +61(0)2 6723-2213

Pflug Magazin wird herausgegeben von Plough Publishing House, PO Box 398, Walden, New York 12586, USA.

Abonnements für die deutsche, auszugsweise Ausgabe sind kostenlos und können unter plough.com/pflug-magazin angefragt werden. Ein Jahresabonnement für die englische, vollständige Ausgabe kostet €28 und kann unter plough.com/quarterly bestellt werden.

Vom Feld zum Fest

Liebe Leser,

ESSEN IST DIE GROSSE Leidenschaft unserer Zeit.

Was auf den Tisch kommt, hat in der heutigen Kultur den gleichen Ehrenplatz wie die Kunst in der Renaissance, wenn es darum geht, sozialen Status, Gesundheit oder Genuss zu erlangen. Alice Waters ist unser Leonardo, Daniel Boulud unser Raphael, Anthony Bourdain unser Caravaggio. Food Writing, also das Schreiben über Essen, ist ein Genre, das vor zwei Jahrzehnten noch kaum eine Rolle spielte – heute trägt es erheblich dazu bei, den Gewinn von Verlagen und Medienunternehmen zu sichern.

Das ist nicht unbedingt schlecht. Es ist leicht, sich über Essen als Kunstform lustig zu machen, aber es ist es eine gute Sache, wenn Menschen die bodenständige Kunst der Produktion, Zubereitung und Darbietung von Nahrungsmitteln wiederentdecken. Die Vom-Erzeuger-zum-Verbraucher-Bewegung hat die Sorge um eine gesunde Landwirtschaft und eine intakte Natur wieder aufleben lassen.

Dennoch ist etwas Unehliches an dieser von Instagram befeuerten Besessenheit unserer Kultur mit dem Essen. Die hier versprochene Innigkeit mit traditionellen Ernährungs- und Lebensweisen, mit den Metzgern und Bäckern als Handwerkern, mit dem Land und der Scholle, ist verlogen – ein gekonnt vermarktetes Gefühl des Verwurzelt-Seins. Derselbe Konsumkapitalismus, der den traditionellen Bauernhof an den Rand des Aussterbens gebracht hat und einen Massenexodus der Jugendlichen aus ländlichen Gebieten bewirkt, ist schnell dabei, sich die Parolen von Fair Trade und regionaler Erzeugung anzueignen. In den kommenden Jahrzehnten werden die meisten Familienbetriebe im Bereich der Landwirtschaft wahrscheinlich durch landwirtschaftliche Konglomerate mit fahrerlosen Traktoren ersetzt sein. Schon jetzt ist die Zahl der Opfer tragisch: Die hohe Selbstmordrate unter indischen Bauern erregt zu Recht Empörung, und selbst in den USA nehmen sich



prozentual doppelt so viele Bauern wie Militärveteranen das Leben.

Diese Ausgabe von *Pflug* blickt auf die Zusammenhänge von Erzeuger und Essen, von Humus und Humanität. Dem ersten Buch der Bibel zufolge war die Kultivierung des Landes die erste Aufgabe der Menschheit: „Und Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden gegen

Osten hin und setzte den Menschen hinein, den er gemacht hatte.“ (1 Mose 2,8) Das Bedürfnis, sich die Hände schmutzig zu machen, um die eigene Nahrung anzubauen, kommt also nicht nur aus einer Romantik der Moderne, sondern ist Teil der menschlichen Natur. Im Guten wie im Schlechten macht uns das Essen – wie es angebaut wird und auch wie es verteilt wird – zu dem, was wir sind.

„I’m gonna sit at the welcome table,“ heißt es in einem Spiritual, das ursprünglich von versklavten Afroamerikanern gesungen wurde: „Ich werde am Willkommenstisch sitzen.“ Das Lied bezieht sich auf die letzte Szene der Bibel, auf die Hochzeit des Lammes, wie sie in der Offenbarung des Johannes beschrieben ist: Ein Fest, zu dem jede Ethnie, jeder Stamm und jede Kultur eingeladen ist. Denjenigen, die dieses Lied komponiert haben, muss dieser „Willkommenstisch“ wie ein ferner Traum vorgekommen sein. Aber es war auch eine Verheißung – ein göttliches Versprechen, dass es einen Tag der Freiheit und der freimütig miteinander geteilten Güter geben wird, eine neue Erde und eine wiederhergestellte Menschheit.

Bei Lebensmitteln liegt das Symbol in der Substanz. Jede Mahlzeit, die freimütig und in radikaler Gastfreundschaft geteilt wird, ist schon jetzt ein Vorgeschmack auf das kommende Fest.

Herzliche Grüße,

Peter Mommsen, *Redakteur*

Zu D. L. Mayfields „Was macht eine gute Schule aus?“ Winter 2019: Ich stimme vielen von D. L. Mayfields Aussagen zu, mit zwei gewichtigen Ausnahmen. Erstens: Das Beste für andere zu tun bedeutet nicht immer, dass wir unsere Kinder auf öffentliche Schulen schicken. Es ist nicht automatisch so, dass jedes Kind, das in einer Privatschule oder zu Hause beschult wird, dies auf Kosten derjenigen Schüler tut, die in den öffentlichen Schulen sind. Jede Situation vor Ort ist anders, zum Beispiel waren besorgte Eltern in Baltimore trotz intensiver Lobbyarbeit nicht in der Lage, bewaffnete Polizisten an den Schulen zu verhindern. Nicht jede Schule in einem sozialen Brennpunkt ist „benachteiligt aber liebenswert“ und bräuchte einfach nur ein paar mehr Eltern, die sich kümmern. Es gibt Orte, die wirklich so korrupt, so unsicher und so heruntergekommen sind, dass es nicht helfen wird, Kinder aus anderen Einkommenschichten und ihre Eltern dorthin zu bringen (und es wird diesen Schülern Schaden zufügen).

Zweitens haben wir eine besondere, einzigartige Verantwortung gegenüber unseren eigenen Kindern. Menschen mit Behinderungen, Menschen, die einfach nicht in ihrer jetzigen Umgebung lernen können, oder Menschen, die in der Schule gemobbt oder anderweitig traumatisiert werden, müssen vielleicht auf eine andere Weise lernen – und das ist völlig in Ordnung! Ich glaube, dass wir das anerkennen und trotzdem weiter an Mayfields Vision festhalten können. Wenn wir die „Liebe zu den Armen“ zu weit über die echten Bedürfnisse unserer eigenen Kinder stellen, werden wir uns – und ihnen – unnötigen Kummer bereiten.

Matthew Loftus, Litein, Kenia

Als jemand, der zusammen mit seiner Frau vier Kinder erfolgreich durch zwölf Schuljahre hindurchgeführt hat, war ich sehr enttäuscht über den Artikel „Was macht eine gute Schule aus?“ Wir haben schon früh bemerkt, dass jedes unserer Kinder unterschiedliche Bedürfnisse hat, und mussten immer wieder entscheiden, was das Beste für jedes Kind war. Diese Entscheidungen waren für die Familie oft sehr schwer. Unsere Kinder wurden von uns zeitweise zu Hause beschult, zeitweise gingen sie

auf private, öffentliche und kirchliche Schulen. Es gab Zeiten, wo alle vier Kinder auf unterschiedliche Weise beschult wurden. Wir haben darüber nie Schuldgefühle gehabt. Als ethnisch gemischte Familie haben wir den Eindruck, dass wir ein gutes Vorbild für andere Eltern sind – besonders für andere Eltern, die Minderheiten angehören –, um Fürsprecher für ihre Kinder zu sein und nicht zuzulassen, dass Schulen mittelmäßige Lernbedingungen und schlechten Unterricht bieten. Wenn Freunde uns kritisierten, dass wir „bessere Lernbedingungen für unsere Kinder wollten, nur weil sie begabt sind“, antworteten wir: „Nein, wir glauben, dass Schulen allen Kindern diese Lernbedingungen bieten sollten.“

Mayfield macht den Fehler, den so viele Kritiker der öffentlichen Bildung machen, nämlich zu behaupten, dass die Hauptaufgabe der öffentlichen Schulen darin besteht, die Ungleichheiten unserer Gesellschaft zu beseitigen. Dies ist praktisch unmöglich und kann auch dazu führen, dass genau die Studenten Schaden nehmen, die am dringendsten Hilfe benötigen. Weiterhin bedient sie das alte Klischee vom begabten Schüler, der in jedem Bildungsumfeld erfolgreich sein kann. Die neue Sichtweise ist, dass diese Schülerinnen und Schüler einzigartige Bildungsbedürfnisse haben, die erfüllt werden müssen, wenn sie erfolgreich sein sollen.

Ich möchte klarstellen, dass das Beste für jedes Kind nicht unbedingt die Wahl der am besten bewerteten Schule bedeutet. Wir leben im Einzugsbereich einer solchen Schule und haben uns dennoch dafür entschieden, dass unsere Kinder ein Gymnasium in einem Innenstadtbereich besuchen. (Im US-Bundesstaat Colorado, wo wir leben, können Eltern auch Schulen wählen, in deren Einzugsbereich sie nicht wohnen, wenn es in der betreffenden Schule Platz gibt.) Wir wollten, dass unsere Kinder diese Vielfalt auf ihrem Bildungsweg erleben.

Francis Wardle, Denver, USA

Wir freuen uns über Rückmeldungen von unseren Lesern. Wir behalten uns vor, Zusendungen sinngemäß zu kürzen oder zu editieren und sie in jedem Medium unserer Wahl zu veröffentlichen. E-Mails bitte mit Namen und Adresse an letters@plough.com schicken. ➤

Glaube und Schokolade

In Shell, einer Stadt in Ecuador, arbeitet ein kleines Team der Missionsgesellschaft Reach Beyond daran, eine widerstandsfähige Kakaosorte zu entwickeln. Sie wollen Gemeinden im Dschungel des östlichen Ecuador dabei helfen, diese Pflanze als Nutzpflanze marktfähig zu machen.

Reach Beyond begann seine Arbeit in Ecuador bereits 1931 mit einem Rundfunksender; später kam medizinische Versorgung hinzu. Doch dieses landwirtschaftliche Projekt ist Neuland und eine Reaktion auf die breit angelegte Verteilung von Kakaopflanzen durch die Regierung – allerdings ohne Anleitung, wie man Setzlinge großzieht. Die Kakaopflanzen müssen vor den starken Regenfällen der Region geschützt werden, da sie drei bis fünf Jahre brauchen, bis sie zur vollen Reife gelangen. Sobald die Pflanze etabliert ist, kann eine Familie sie auf Feldern anbauen und mit Pflanzen wie Maniok, Bohnen und Yucca mischen, die kürzere Erntezyklen haben.

Es gehört zu dem Reach-Beyond-Programm, dass die Bewohner der teilnehmenden Gemeinschaften die Felder, die ihr Haus umgeben, selbst besitzen. Die Käufer sind zwei ortsansässige Fabriken, die den Kakao zur Herstellung von Schokolade verwenden.

Wim de Groen, der Entwicklungsleiter der Organisation, beschreibt die Arbeit als ein lebendiges Gleichnis: „Wir sagen hier: ‚Das Evangelium zu teilen beschreibt, was wir tun; Kakao anzubauen ist die Art, wie wir es tun.‘ Während wir lernen, wie man sich um diese Pflanzen kümmert, lesen wir auch in der Bibel und setzen sie in Bezug zu allem, was wir tun. Wenn wir unsere Kakaosetzlinge



Eines der Gewächshäuser von Reach Beyond in Ecuador

einpflanzen, beginnen wir mit einer Wurzel, die sehr robust ist und sintflutartigen Regenfällen standhalten kann, aber die Frucht daran ist nicht gut. An dieser Wurzel wird eine starke und schöne Pflanze eingepropft – an ihr wächst eine hellgoldene Schote und diese liefert dunklen, hochwertigen Kakao. Dies ist ein wunderbares Beispiel dafür, dass wir mit Jesus verbunden sein müssen, um gute Frucht zu bringen.“

Ein Meister seines Faches: Paul Sellers

Wenn Sie sich für Holzarbeiten und die Schönheit des handwerklichen Arbeitens mit manuellen Werkzeugen interessieren, haben Sie möglicherweise bereits von Paul Sellers gehört und eines seiner

YouTube-Videos gesehen. Paul arbeitet schon fast sein ganzes Leben lang mit Holz und setzt sich seit vielen Jahren dafür ein, dass manuelle Werkzeuge wieder in die Werkstätten eingeführt werden. Er stammt ursprünglich aus Stockport in England, hat einige Jahre in Texas gelebt, aber die letzten zehn Jahre in Oxford verbracht.

Er steht für den Gedanken, dass es ein wesentlicher Teil der menschlichen Existenz ist, seine Arbeit zu lieben. Dabei sieht er sich selbst als Amateur, denn er würde auch dann weiterhin das tun, was er tut, wenn er nicht dafür bezahlt werden würde. „Ich habe schwere Zeiten in meinem Leben erfahren, wie jeder andere Mensch auch. Manchmal suchen wir als Reaktion darauf sofortige Heilung, manchmal finden wir Zuflucht darin, uns mit allem möglichen beschäftigt zu halten, doch es gibt auch Zeiten, in denen nur kreatives Arbeiten mit den Händen das Zerbrochene heilen kann. Mir gefällt es, dass immer mehr Menschen an stillen Orten arbeiten und darin Frieden finden.“

paulsellers.com ➔



Paul Sellers in seiner Werkstatt

Aus dem Englischen übersetzt von Esther Middeler.



Foto mit freundlicher Genehmigung der Autorin

Der Knabe und das Kalb

MAUREEN SWINGER

Der Sohn der Autorin mit seinem Stierkalb

ES FING ALS persönlichkeitsbildende Maßnahme an. In zwei aufeinanderfolgenden Jahren hatte die sanftmütige Brown-Swiss-Kuh unser Siedlung jeweils ein weibliches Kalb bekommen, wodurch sich unsere Milchherde auf eine Gesamtzahl von drei vergrößerte. Im vorletzten November jedoch lehnten wir uns über das Scheunentor und erblickten ein cremefarbenes, auf wackeligen Knien stehendes Stierkalb. Was sollten wir mit ihm machen?

Etwa um dieselbe Zeit zerbrachen wir uns die Köpfe darüber, was wir mit dem ungestümen kleinen

männlichen Nachkömmling in unserer eigenen Familie anfangen sollten. Könnte der Junge sich vielleicht um das Kalb kümmern?

Die Scheune liegt nur zweihundert Meter von unserer Hintertür entfernt. Unser Sohn könnte dem kleinen Rindvieh zu einem erfüllten Leben und einem produktiven Ende zur Schlachtzeit im nächsten Herbst verhelfen.

Mein Mann wies darauf hin, dass wir eigentlich keine sehr haustierfreundliche Familie sind. Unser Sohn hatte sich noch nie um irgendetwas gekümmert, das auf seine regelmäßige Fürsorge

Maureen Swinger ist Redakteurin bei Plough. Sie lebt in Fox Hill, einem Bruderhof in Walden, New York.

angewiesen war. An dem Kaninchen hatte er schon nach einer Woche das Interesse verloren. (Ebenso wie der Rest der Familie. Es fand ein stabileres und liebevolleres Zuhause.)

Unser Sohn isst gerne Fleisch; er sitzt gern mit seinem Vater auf dem Hochsitz und hat schon mitgeholfen, einen Hirsch zu Wildbraten und Wurst zu verarbeiten. Und nun soll er einem kleinen Geschöpf ins Auge schauen, ihm einen Namen geben, es großziehen und dabei wissen, dass nach einem Jahr sein Ende kommen wird? Wird ihn das nicht traumatisieren?

Als wir ihm das Projekt vorschlugen, war er so begeistert, dass meine Bedenken wie im Wind verflohen. Der süße kleine Bulle, Sport, brauchte nie lange auf Aufmerksamkeit zu warten. Unser Sohn war jeden Morgen wie ein Blitz aus dem Bett und fuhr in seine Gummistiefel, um hinüberzulaufen und für Getreide, Heu und frisches Wasser zu sorgen.

Nein, das Kalb brauchte nicht zu warten – wir aber schon. Der Junge war nie pünktlich zum Frühstück zu Hause. Die Nachbarn gewöhnten sich daran, zuerst das Gebrüll eines heranwachsenden Kalbes nach seinem Frühstück und dann das Gebrüll eines frustrierten Elternteils zu hören: „Frühstückszeit!“ Ein fröhliches „Ich komme!“ würde zu hören sein, fünf bis zehn Minuten später gefolgt vom Cowboy selbst, der sich gelegentlich sogar daran erinnerte, seine dreckigen Gummistiefel auszuziehen, bevor er sich über sein eigenes Futter hermachen würde.

Es gab immer eine überzeugende Erklärung. Einmal brachte Sport es fertig, seinen Kopf zwischen den Zaunlatten einzuklemmen. Ein anderes Mal führte ihn ein Farmarbeiter auf eine weiter entfernte Weide, und unser Junge musste einen überfließenden Eimer Getreide quer über die nähere Weide schleppen, wo sich drei große Kühe hungrig an seine Fersen hefteten. Freundlich sind sie ja, sanftmütig auch, aber trotzdem wiegt jede von ihnen weit über eine halbe Tonne. Unter solchen Umständen lassen sich schwerlich Einwände erheben. An einem Tag musste dringend

der Heuboden erkundet werden; an einem anderen brauchte der Zaun jemanden, der auf ihm balancierte.

All das waren keineswegs Ausreden, sondern einfach nur Abenteuer, von denen über der Müllschüssel mit großen Augen berichtet wurde. Unser „Ja, aber du musst pünktlich zum Frühstück da sein“ stieß auf völlige Zustimmung, genau wie am nächsten Morgen, an dem er wieder zu spät sein würde.

Bis zum Sommer hatte sich Sports helle rehbraune Farbe zu einem satten Dunkelbraun verändert, und sein Muhen hörte sich so an, als ob ein Halbwüchsiger einen Kraftausdruck ausprobiert und dabei inständig hofft, dass seine Stimme sich nicht überschlägt. Auf ein freundliches Rubbeln zwischen den Hornansätzen hatte er keine Lust mehr. Trotzdem war der Cowboy loyal und stolz auf seinen Schützling und plauderte gesellig mit ihm, während er seinen Mais hinunterkaute.

Als es September wurde, war Sport ein kräftiger Jährling. Papa wies seinen Sohn an, nicht mehr in die Koppel zu klettern. Der Oktober kam, und unser Sohn ging am letzten Morgen hinaus, um sich zu verabschieden. Jeden Morgen war er allein hinausgegangen, und so wollte er es auch an diesem Tag halten. Deshalb weiß ich nicht, was sie noch miteinander zu bereden hatten. Ernst, aber gefasst kam er wieder zurück.

Ein wohlmeinender Nachbar fragte ihn: „Wie wirst du dich fühlen, nachdem sie dein Rind geschlachtet haben?“ Nach einer kurzen Pause antwortete er: „Satt.“

Mir wurde klar, dass meine Sorge unnötig gewesen war.

Beim Barbecue wurden zweihundert Leute satt, und viele waren so freundlich, ihm für seine Arbeit zu danken. Ich liebe es, den stillen Stolz auf seinem Gesicht zu sehen, wenn er sich an Sport erinnert. „Mama, er war ein großartiger kleiner Kerl. Und hat das Fleisch nicht super geschmeckt?“ ➤

Aus dem Englischen übersetzt von Christian Rendel.



EDWIDGE DANTICAT

Das ist mein Leib



Von
Essen
und
Freiheit

WENN EINE FREUNDIN von mir nach Ansicht ihres Vaters ein wenig zu viel aß, pflegte er zu ihr zu sagen, dass sie sich mit den Zähnen ihr eigenes Grab schaufelte. Das ist kein besonders origineller Gedanke. Vor ihm haben ihn schon andere geäußert und werden dies auch künftig tun. Meine Freundin und ich antworteten ihrem Vater und allen anderen, die ihn, vielleicht nicht mit denselben Worten, so doch mit derselben Haltung, nachahmten, für gewöhnlich: *Das wissen wir.*

An dieses angeblich mit dem Mund geschaufelte Grab muss ich oft denken, wenn ich Menschen begegne, für die Essen kein Genuss ist, Menschen, für die es Essen nicht im Übermaß gibt, Menschen, denen Essen als Gefahr erscheint. So wird zum Beispiel auch in den Migrantenauffangzentren, die ich besuche, häufig über das Essen gesprochen. Viele Insassen sehen in dem abscheulichen Essen, das man ihnen zu den unpassendsten Zeiten vorsetzt – das Frühstück manchmal um vier Uhr morgens und das Abendessen um vier Uhr nachmittags – nur eine weitere Form der Bestrafung.

Das Essen wäre weder „oben noch unten drinnen geblieben“, sagte vor vierzehn Jahren eine Haitianerin zu mir, die ich in einem Hotel in Südflorida kennenlernte, das in ein Auffanglager für mit Booten aus Haiti geflohenen Frauen und Kinder umfunktioniert worden war. Die Haitianerinnen erbrachen das Essen oder bekamen Durchfall davon. Sie hausten zu sechst in einem Hotelzimmer, einige mussten sogar auf dem Boden schlafen. Die quälendste Demütigung aber war das Essen. Diese Frauen hatten nicht nur keine Kontrolle darüber, was sie ihrem Körper zuführten, sondern wurden von diesem Essen sogar krank, was sie noch mehr entmenschlichte.

Anfang der achtziger Jahre nahmen mich meine Eltern als Teenager häufig mit, wenn sie mit ihrer Diakoniegemeinschaft haitianische Flüchtlinge und Asylbewerber in einem Auffanglager in der Nähe der Schiffswerft in Brooklyn, New York, besuchten.

Auch dort kam das Thema Essen zur Sprache. Die Männer aus Haiti hegten damals den Verdacht, dass Hormone im Essen des Auffangzentrums die Ursache für eine als Gynäkomastie bekannte Brustvergrößerung waren, unter der sie litten. „Sie versuchen, aus uns Frauen zu machen, damit wir fügsamer werden“, hatte ein älterer Mann bei einem unserer Besuche im Brooklyner Auffangzentrum zu meinem Vater gesagt.

Im Oktober 1987 reichten dreißig haitianische ehemalige Insassen des Krome-Auffangzentrums in Miami eine Zivilklage gegen die US-Regierung ein, in der sie den Vorwurf erhoben, während ihrer Haftzeit in Krome an Gynäkomastie erkrankt zu sein. Abgesehen davon, dass sie Haitianer und Lagerinsassen waren, bestand die einzige Gemeinsamkeit zwischen den in Miami und Brooklyn inhaftierten Männern im Anstaltessen.

Der Prozess enthüllte, dass die Gynäkomastie durch den im Auffanglager erfolgten Einsatz von Insektiziden, insbesondere eines für Tiere bestimmten Insektengifts, sowie von Kwell, einem starken Krätze- und Läusemittel, das den inhaftierten Haitianern zur täglichen Verwendung als Bodylotion gegeben wurde, verursacht worden sein könnte. Andere Untersuchungen stellten hingegen einen eindeutigen Zusammenhang zwischen Ernährung und Gynäkomastie fest, und die Haitianer blieben der Überzeugung, dass das Essen im Auffanglager dabei eine Rolle spielte. Trotzdem erklärten die Geschworenen die Regierung für nicht haftbar.

MAHLZEITEN, die in Verzweiflung oder Bedrängnis eingenommen werden, bleiben naturgemäß besonders in Erinnerung. Die Wahl der Henkermahlzeit weckt so großes Interesse, dass sie häufig zusammen mit den letzten Worten des Sterbenden auf der postum abgehaltenen Pressekonferenz genannt wird. Die bekannteste und zugleich Urururahn aller letzten Mahlzeiten ist das letzte Abendmahl Jesu. Es ist nicht überliefert, was beim letzten

Edwidge Danticat ist Autorin zahlreicher Bücher, einschließlich des in Kürze erscheinenden Erzählbandes Everything Inside (Knopf, August 2019). Sie wurde 2009 mit der MacArthur Fellowship und 2018 mit dem Neustadt International Prize for Literature ausgezeichnet.

Abendmahl noch verzehrt wurde außer ungesäuertem Brot und Wein, die Jesus seinen Jüngern – auch jenen, die abschwören und ihn verraten würden – mit den Worten darbot: „Nehmt, esst; das ist mein Leib.“ Und später: „Trinkt; das ist mein Blut.“

Viele der haitianischen Männer, denen mein Vater und seine Kirchenfreunde damals im Brooklyner Auffangzentrum begegneten, waren religiös. Genau wie einige der Frauen, die ich Jahre später besuchte und seitdem besuche, wann immer mir der Zutritt zu Migranten-Auffangzentren gestattet wird. Viele der inhaftierten unbegleiteten Kinder tragen neben anderen kostbaren Amuletten ein Kreuz oder eine Christophorumünze, die sie auf der anstrengenden Reise beschützen sollen. Vom heiligen Christophorus heißt es, dass er ein kleines, schutzloses Kind über einen reißenden Fluss getragen habe, ein Kind, das irgendein sich in Not befindendes Kind gewesen sein könnte, das Kind eines Fremden, das sich als Jesuskind herausstellte. Der heilige Christophorus war auch ein Migrant, wurde gefangen genommen und schließlich hingerichtet.

Viele Kinder, die heute Wüsten und reißende Flüsse durchqueren, brechen mit etwas sorgfältig zubereitetem Proviant auf, der sie zumindest für einen Teil des Weges versorgen soll. Für den Rest der Reise müssen sowohl ihre Eltern als auch die Kinder darauf vertrauen, dass sie, um zu überleben, irgendwie, durch Kauf oder Spende, etwas Essbares und Wasser auftreiben können. Dazu bedarf es eines ebenso starken Glaubens wie für die auf dem Sockel der Freiheitsstatue eingravierte Hoffnung, am Tor ein goldenes Licht vorzufinden, einem Tor, das den „geknechteten Massen, die frei zu atmen begehren“ nach wie vor offen steht.



EINE DER METHODEN, mit denen meine Migranteneltern versuchten, meinen Brüdern und mir die amerikanische Kultur schmackhaft zu machen, war die, uns an Freitagabenden zwischen Pizza, Brathähnchen und Hotdogs wählen zu lassen, während wir an allen anderen Abenden der Woche Reis und Bohnen, Kochbanane und andere haitianische Gerichte aßen. Ich erwähnte ihnen gegenüber nie, dass ich diese „amerikanischen“ Sachen bereits täglich zum Mittag in der Schule aß, da ich befürchtete, dass dann auch meine Eltern denken würden, dass ich dabei war, mir mit den Zähnen mein eigenes Grab zu schaufeln.

Meine Mutter sagte zu meinen Brüdern und mir gern: *Sak vid pa kanpe.* („Leere Säcke stehen nicht.“) und: *Se sa k nan vant ou ki pa w.* („Nur was in deinem Bauch ist, gehört dir.“) Worauf wir

Carl Juste,
Eingepfercht,
Port-au-Prince,
Haiti

Foto auf
der vorher-
gehenden
Doppelseite:
André
Chung,
Zuckerrohr-
schneider,
Havanna,
Kuba



Carl Juste,
Arbeitsalltag,
Port-au-Prince,
Haiti

dieselbe Antwort gaben: *Das wissen wir*. Sie sagte diese Dinge oft zu uns, bevor wir jemanden zum Mittag oder Abendessen besuchten. Was uns diese mütterlichen Weisheiten und häuslichen Sprüche vermitteln sollten war der Rat, niemals jemanden allzu hungrig zu besuchen. Denn man konnte nie wissen, wann es so weit sein würde, dass einem etwas zu essen angeboten würde, und man darf nicht allzu ausgehungert, nicht zu verzweifelt, nicht zu *leer* wirken, wenn es soweit ist. Und falls man zufällig kommt, wenn gerade eine Mahlzeit eingenommen wird, zu der man nicht zuvor eingeladen wurde, muss man das angebotene Essen ablehnen, selbst wenn man vor Hunger fast umkommt. Andernfalls

würde es so aussehen, als ob man absichtlich zu dieser Mahlzeit gekommen ist, wodurch man berechnend und gierig, *visye*, erscheinen würde.

An all diese Dinge muss ich auch denken, wenn ich von Menschen höre, die über ihren Mageninhalt nicht frei bestimmen können, Menschen, die vollständig davon abhängig sind, von anderen ernährt zu werden, Menschen, die keine andere Wahl haben, als Essen zu sich zu nehmen, das sie verabscheuen, und Menschen, die gegen ihren Willen ernährt werden.

Lakhdar Boumediene war von 2002 bis 2009 im Gefangenenlager in Guantanamo auf Kuba inhaftiert. 2017 schrieb er in der US-Zeitschrift *New Republic* über seinen dortigen Hungerstreik:

Nachgedruckt mit Genehmigung von Carl Juste



Ich werde manchmal gefragt, warum ich in den Hungerstreik trat. *Wollten Sie sterben? Hatten Sie aufgegeben?* Die Antwort lautet: Nein. ... Ich hörte nicht auf zu essen, weil ich sterben wollte, sondern weil ich nicht weiterleben konnte, ohne irgendetwas zu tun, um gegen die Ungerechtigkeit meiner Behandlung zu protestieren. Sie konnten mich ohne Grund und ohne die Möglichkeit, meine Unschuld zu beweisen, einsperren. Sie konnten mich foltern, mir den Schlaf rauben, mich in eine Isolationszelle sperren, jeden einzelnen Aspekt meines Lebens kontrollieren. Aber sie konnten mich nicht zwingen, ihr Essen hinunterzuschlucken.

Im Juli 2013 erklärte sich der als Mos Def bekannt gewordene Rapper und Aktivist Yasiin Bey bereit, auf die gleiche Weise zwangsernährt zu werden, wie die sich in Guantanamo im Hungerstreik befindlichen Gefangenen. Bey wurde auf einem speziell dafür vorgesehenen Stuhl fixiert, der einem elektrischen Stuhl glich. Seine Hände und Füße sowie sein Kopf wurden festgeschnallt. Dann wurde ihm ein transnasaler Schlauch durch die Nase, den Rachen hinunter bis in den Magen geschoben, eine Methode, die vom US-Militär als Sondenernährung bezeichnet wird. Während sich Bey auf seinem Stuhl – mit aller Kraft – wand und krümmte, liefen ihm Tränen über das Gesicht. Er hustete. Er stöhnte. Er flehte die „Wärter“ an aufzuhören, die sich wiederholt mit dem Gewicht ihrer Körper gegen Beys Brust und seinen Magen pressten.

Er flehte sie an: „Bitte nicht, bitte nicht.“

Nach ungefähr einer Minute wand er sich und rang so stark, dass der Schlauch herausrutschte. Die Wärter nahmen ihn in den Würgegriff, um ihn besser festhalten zu können, und hörten erst auf, als er in seinem eigenen Namen, als Yasiin Bey, sprach und sagte: „Ich bin es. Bitte hört auf. Ich kann nicht mehr.“ Dann brach er zusammen und weinte.

Wäre Bey ein echter Gefangener gewesen, hätten die Wärter nicht aufgehört, bis sie die Zwangsernährung beendet hätten. Gefangene, die sich in Guantanamo im Hungerstreik befanden, wurden auf diese Weise zwei Mal täglich jeweils zwei Stunden lang ernährt. Danach wurde ihnen eine Maske über den Mund gestülpt, bis ihr Körper die Flüssignahrung, zumeist der Marke Ensure, verdaut hatte. Sobald sie wieder in ihren „trockenen“ Zellen waren, die so hießen, weil es in ihnen kein Wasser gab, wurden sie engmaschig beobachtet um zu kontrollieren, ob sie sich übergaben. Wenn sie die Nahrung erbrachen, kamen sie zurück auf den Zwangsstuhl. Verständlicherweise urinieren oder koteten viele Gefangene auf dem Stuhl ein. Die Ernährungssonde erschwerte das Atmen. Gefangene, die während des muslimischen Fastenmonats Ramadan fasteten, wurden vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang zwangsernährt. Zu Beginn dieses Jahres traten Insassen von Migrantenauffangzentren in Texas, Miami, Phoenix, San Diego und San Francisco in den Hungerstreik und wurden auf Anordnung eines

Bundesrichters mit Nasensonden zwangsernährt. Nach Aussagen von Angehörigen führte die Zwangsernährung zu ständigem Erbrechen und Nasenbluten.

WENN JEMAND unter mysteriösen Umständen aus dem Leben scheidet, wenn jemand plötzlich und ohne vorherige Anzeichen wie die einer Krankheit stirbt, sagen die Älteren in meiner Familie, dass er „gegessen“ wurde. *Yo mange li*. Sie haben ihn gegessen. Sie haben sie gegessen. Bei den *yo* („sie“), die ihn oder sie aßen, handelt es sich häufig um einen Menschen oder eine Gruppe von Menschen mit böser Gesinnung, die eine zerstörerische Kraft eingesetzt haben, um einen anderen Menschen aus der Ferne zu töten. Wir könnten uns selbst nie freiwillig anbieten, auf diese Weise *gegessen* zu werden, es sei denn wir sind so edel, uns aufzuopfern, oder wenn wir denken, keine Wahl zu haben.

Anfang der neunziger Jahre, bevor die US-Marinebasis in Guantanamo auf Kuba zu einem Militärgefängnis für die unbefristete Inhaftierung mutmaßlicher Terroristen wurde, diente sie als Lager für siebenunddreißigtausend haitianische Asylbewerber, die von der US-Küstenwache auf hoher See abgefangen worden waren, nachdem Haitis erster demokratisch gewählter Präsident Jean-Bertrand Aristide durch einen Militärputsch gestürzt worden war. Und da HIV-positive Migranten zu jener Zeit nicht in die Vereinigten Staaten einreisen durften, wurden HIV-infizierte Asylbewerber aus Haiti in Guantanamo für einen Zeitraum festgehalten, der sich ebenfalls wie eine Ewigkeit angefühlt haben muss. So begannen mehr als zweihundert HIV-positive Haitianer unter Führung der haitianischen Politaktivistin und zweifachen Mutter Yolande Jean am 23. Januar 1993 einen Hungerstreik, der 90

Tage dauern sollte. Yolande Jean erklärte damals gegenüber amerikanischen Journalisten: „Wir haben den Hungerstreik begonnen, damit dieser Körper zugrunde gehen und die Seele sodann zu Gott kommen kann. Ich will mich selbst töten, damit meine Brüder und Schwestern leben können.“

In einem Brief, der an ihre Familie und insbesondere an ihre Söhne Hill und Jeff gerichtet war, schrieb Yolande Jean 1993 während ihres Hungerstreiks in Guantanamo Bay:

An meine Familie,

rechnet nicht mehr mit mir, denn ich habe mich dem Kampf für das Leben hingegeben ... Hill und Jeff, Ihr habt keine Mutter mehr. Wisst, dass Ihr keine schlechte Mutter habt, das Leben hat mich nur mit sich fortgenommen ... Lebt wohl, meine Kinder. Leb wohl, meine Familie. Wir werden uns in einer anderen Welt wiedersehen.

Yolande Jean überlebte, doch die Hälfte der HIV-positiven Hungerstreikenden starb, nachdem sie schließlich freigelassen worden waren.

Wie viele von uns hätten den Mut, einen solchen Brief zu schreiben? Und wie viele Mütter wird es noch geben, die einen solchen Brief schreiben oder beinahe schreiben müssen. Wie viele müssen noch sagen: *Das ist mein Leib, das ist mein Blut, das ist mein Sohn, das ist meine Tochter, das ist meine Hoffnung, das ist mein Traum, das war mein Leben, das ist es, was mein Leben hätte sein sollen, das ist es, wovon ich dachte, dass es mein Tod sein würde?* Wie viele von uns müssen diese Fürbitten noch vortragen, diese Gebete, diese Klagen und diese Trauergesänge, bevor wir zur Kommunion an den Tisch geführt werden, und in Frieden sitzen und essen dürfen? ➤

Aus dem Englischen übersetzt von Natalie Krugiolka.

Der gemeinsame Tisch

Tischgemeinschaft rund um die Welt:
Pflug bat sechs Freunde an sechs Orten,
zu erzählen, wie Gastfreundschaft
aussieht und schmeckt.

Brasilien • Claudio Oliver

Simbabwe • Elizabeth Mambo

Südkorea • Seonghee Kim

USA • Cozine A. Welch Jr.

Nicaragua • Jairo Condega Morales

Deutschland • Clemens Weber



Längere Tische bauen • Curitiba, Brasilien

Claudio Oliver: Wir leben, so wird uns immer gesagt, in einer Welt knapper Ressourcen, aber unbegrenzter Bedürfnisse und Wünsche. Die Welt antwortet auf dieses Problem mit Abgrenzung, Mauern und Gewalt. Wenn wir allerdings Christen sind, sind wir aufgerufen zu glauben, dass Gott eine reiche Welt geschaffen hat, der er zwar Grenzen gesetzt hat, die aber allen mehr als genug zum Leben bieten kann. Als Gemeinschaft würdigen wir diese überfließende Schöpfung, nicht indem wir höhere Mauern, sondern indem wir längere Tische für gemeinsames Essen und Gespräche bauen.

Jeden Samstag haben wir beim Mittagessen und Abendessen zwei Gelegenheiten, unseren Freunden einen großen Tisch, fantastische Bionudeln und Produkte aus unserer urbanen landwirtschaftlichen Produktion anzubieten. Das war unsere Antwort auf die letzten beiden Jahre der Spaltung in unserem Land. Ein reich gedeckter Tisch, der sich unter

ehrlichem, leckerem Essen biegt, so feiern wir die älteste aller christlichen Traditionen: gemeinsame Gespräche am gemeinsamen Tisch.

Lehrer, Nachbarn und Arbeiter, Jung und Alt sitzen zusammen an unserer langen Tafel. Wir lernen einander kennen und genießen die Speisen, die Geschichten und das Leben, während wir die gastfreundliche Heiterkeit lebendig erhalten, die Thomas von Aquin *eutrapelia* nannte. Ein schlichter Teller Gnocchi kann Tränen der Dankbarkeit hervorrufen, wenn er mit einer offenen Haltung serviert wird; ein Glas Wasser und ein Lächeln können in einem niedergeschlagenen Besucher neue Hoffnung wecken; neue Freundschaften entstehen bei einem Stück echtem brasilianischem Möhrenkuchen. Vor allem können Leute, deren Leben voller Brüche ist, Heilung und Ganzheit erfahren, wenn sie ihnen real und konkret verkörpert in überfließenden Leben und gastfreundlichen Tafeln entgegenkommt.

Claudio und Katia Oliver leben und dienen als Pastoren in einer Lebensgemeinschaft in Curitiba, Brasilien; seit fünfundzwanzig Jahren ist es das Anliegen der Casa da Videira, den Spuren Jesu zu folgen.



Hoffnung feiern • Negovano, Simbabwe

Alle Fotos mit freundlicher Genehmigung der Autoren

Elizabeth Mambo: Mein Dorf heißt Negovano. Bei dieser Feier freuen wir uns über ein lang erwartetes Wiedersehen mit Familie und Freunden. Manche sind aus Amerika angereist; andere haben ihr ganzes Leben hier verbracht. Wenn wir feiern, ist jeder willkommen. Das Essen hat noch immer für alle gereicht. Wir beginnen und beenden unsere Zusammenkünfte mit Gebet und Singen – viel Singen. Und wir singen nicht, ohne zu tanzen!

Bei jedem solchen Treffen wird zu Anfang immer *Sadza* gekocht, das übliche Gericht in Simbabwe, zubereitet mit Maismehl aus gemahlenem Mais. Es wird über dem offenen Feuer langsam gegart;

die Konsistenz genau richtig hinzubekommen, ist eine Kunst. *Sadza* macht satt und passt gut zu den anderen Gerichten: Reis mit Erdnussbittersauce, Butternut-Kürbis, Kohlblätter und Tomatensalat und Hühner- oder Ziegenfleisch in einer mild gewürzten Brühe. Wir bauen alles selbst an.

Auf dem Land in Simbabwe sind die Zeiten immer noch hart; wir sorgen uns um die Zukunft unseres Landes. Es gab mehrere Jahre Dürre, und die politische Situation hat sich nicht verbessert, obwohl es einen Machtwechsel gegeben hat. Aber es liegt uns nicht, die Hoffnung zu verlieren. Gott ist immer bei uns, und wir haben einander.

Elizabeth Mambo ist Physiotherapeutin und Mutter von drei Kindern. Sie lebt heute in New York, ist aber in Kontakt mit ihrer Familie in Simbabwe und besucht sie, wann immer sie kann.



Der warme Tisch • Seoul, Südkorea

Seonghee Kim: Wir sitzen mit der Familie des Bruders meiner Frau und ihrer Mutter am Tisch. Erst vor Kurzem sind wir aus dem Haus, das wir uns auf dem Land gebaut hatten, nach Seoul umgezogen. Das Essen ist nicht besonders festlich; das Zelkovenholz der Tischplatte habe ich aus einem herumliegenden Baumstamm geschnitten.

Es gibt Mehrkornreis, Kimchi, *Namul Muchim* (pikantes Gemüse), Bulgogi (pikant gegrilltes Rindfleisch) und *Doenjang-Jjigae* (eine Brühe aus fermentierter Bohnenpaste) – ein typisches Alltagsmenü bei uns. Knie und Esstäbchen stoßen aneinander; unser Wohnzimmer ist klein, und es sitzen viele Leute am Tisch. Meine Frau hat das Baby auf dem Arm, damit ihre Schwägerin essen kann.

Nicht alle am Tisch sind Familienmitglieder. Wir haben oft Freunde, Klassenkameraden und Kollegen

zum Essen bei uns zu Haus. In der Generation unserer Eltern gehörte es einfach zum Leben dazu, Reisenden eine gute Mahlzeit zu servieren. Heute sind solche Zusammenkünfte rar geworden. Die Einkommen sind dramatisch gestiegen, aber der Platz in unseren Herzen und Terminkalendern ist enger geworden.

Ich sehe unsere Gesellschaft einen reichen, aber einsamen Weg gehen. Doch die Erinnerung an unsere Eltern, bei denen so viele verschiedene Leute zum Essen zu Gast waren, macht uns bewusst: Wir kennen die Bedeutung des „warmen Tisches“. Und das ist es, was wir fortzusetzen versuchen. Eine gemeinsame Mahlzeit besteht nicht nur aus Individuen. Sie wird zu einem lebendigen Leib, der alle wärmt, die daran teilnehmen, sie ermutigt und ihnen Kraft gibt.

Seonghee Kim arbeitet für Hansalim, eine genossenschaftliche Bewegung in Südkorea, die Bauern und Verbraucher zusammenbringt, um „alles Lebende zu retten“.



Erste Mahlzeit • Madison Heights, Michigan, USA

Cozine A. Welch, Jr.: „Je bunter das Essen, desto gesünder ist es“, sagt man. Also bestelle ich mir Blaubeerpfannkuchen mit leuchtend roten Erdbeeren und sonnengelben Bananen, garniert mit Schlagsahne. Mein Vater macht es genauso, nur ohne Sahne, Erdbeeren und Bananen. Offensichtlich bin ich der Gesundheitsbewusstere.

Vor etwas über einer Stunde bin ich nach zwanzigjähriger Haft wegen eines Verbrechens, das ich mit siebzehn Jahren begangen habe, entlassen worden. Mein Vater und ich sitzen einander gegenüber auf steifen braunen Kissen in einer Nische bei Bob Evans. Wir waren weiter voneinander entfernt, was unsere Sichtweisen und Haltungen angeht, als wir in den Neunzigern hier gegessen haben. Die 240 Monate des Leidens und Wachsens seither haben die Kluft zum Teil überbrückt.

Die Stimmung, als wir hier bei meiner ersten Mahlzeit sitzen und die Spätvormittagssonne auf

unserem Besteck funkelt, ist eine seltsame Mischung aus Freude und Traurigkeit. Es fehlt jemand bei diesem Wiedersehen: meine Mutter. Achtundsechzig Tage vor meiner Entlassung, zwei Tage nach dem fünfzehnminütigen Telefonat, in dem ich ihr sagte, dass ich nach Hause komme, ist sie gestorben. Komischerweise fühlen wir uns trotzdem nicht unvollständig. Es ist, als könnten wir beide sie dort auf ihrem Stammpflicht sitzen und ihr farbenfrohes Omelette mit den grünen Paprikastreifen in den kanariengelben Eiern verspeisen sehen.

Als wir das Gefängnis verließen, tönte es aus dem Radio meines Vaters: „I’ll always love my mama. She’s my favorite girl.“ Der Song geht mir immer noch durch den Kopf, als wir hier sitzen, dankbar und traurig; lachend, dann still. Wir schauen auf den leeren Platz, wo sonst ihr Rollstuhl gestanden hätte, und lächeln mit feuchten Augen.

Cozine A. Welch Jr. ist Dichter, Redakteur und Dozent an der Universität von Michigan in Ann Arbor.



Inselfest • Ometepe, Nicaragua

Jairo Condega Morales: Im vergangenen Dezember feierten die Familien aus der katholischen Gemeinde von San Jose Del Sur, einem Dorf mit neunhundert Einwohnern auf der kleinen Vulkaninsel Ometepe, Weihnachten einmal anders. Wir gaben ein Festmahl für zweiundsiebzig Schulkinder, von denen viele regelmäßig hungern müssen. Es gab eine Piñata, Geschenke, Spiele, Tanz und ordentliche Portionen Schweinefleisch – die Schweine von Ometepe, die frei über die Insel streifen, liefern leckeres, nahrhaftes Fleisch.

„Ometepe, Oase des Friedens“, heißt es in einem viel gesungenen Lied über meine Heimatinsel im Nicaragua-See. Jahrhundertlang machte Ometepe seinem Spitznamen alle Ehre. Selbst in den Zeiten, als in Nicaragua viel Blut vergossen wurde – zuerst während der Revolution der Sandinisten, dann während des Contra-Aufstandes – gab es keine Kämpfe auf dem Boden der Insel.

Das änderte sich in der zweiten Hälfte des Jahres 2018, als Polizei und regierungstreue Paramilitärs nach verbreiteten Protesten gegen Demonstranten vorgingen. Es gab Schießereien, Schlägereien und Verhaftungen. Infolge der Repressalien stürzte die Wirtschaft von Ometepe, die stark von europäischen Öko-Touristen abhängig war, ab, sodass Hotels, Restaurants und Bergführer-Agenturen schließen mussten. Viele der fünfunddreißigtausend Inselbewohner – traditionell Kleinbauern, wie auch meine Eltern – stehen nun ohne Einkommen für Medikamente und die täglichen Bedürfnisse des Lebens da. Unter Kindern greift Mangelernährung um sich.

Deshalb wollten unsere Familie und andere unsere Liebe zu den Kindern unseres Dorfes ausdrücken – sie sind die Verletzlichsten unter uns. Am Ende eines schweren Jahres war dieses Festessen ein Moment gemeinsamen Glücks – für die Kinder und für uns.

Jairo Condega Morales ist gebürtiger Bewohner von Ometepe und koordiniert das El-Arado-Programm, mit dem Plough Schulen in Nicaragua mit kostenlosen Büchern und pädagogischen Programmen versorgt.



Gäste zu Hause • Berlin, Deutschland

Clemens Weber: Der Raum ist bereitet, die Tische sind gedeckt. Es gibt Hackbraten mit Kartoffelbrei und Sauerkraut. Es ist Gästeabend in unserer kleinen Großstadtgemeinde mitten in Berlin. Zu unserer Gemeinschaft gehören sechs Erwachsene, vier Kinder und ein Dauergast. Ein kleiner Haufen nur. Aber die Gemeinde Christi kann nicht nur für sich selbst da sein. Also öffnen wir unsere Türen.

Der Gästeabend ist spannend: Wen wird Gott uns heute schicken? Wir wissen nie, mit wie vielen Menschen wir rechnen müssen. Manchmal kommen zwei, manchmal zehn. Seltsam eigentlich, dass das Essen immer reicht und alle satt werden.

Während des Essens: Austausch und Gespräch. Oft lesen wir einen kurzen Text. Nach dem Essen singen wir zusammen, manchmal machen wir ein Spiel und immer enden wir mit einer kleinen Andacht. Denn wir wollen Jesu Zusage sehr ernst

nehmen: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Es ist ganz einfach: Wir spüren, dass wir nichts weiter tun müssen und können, als das Essen und den Raum zu bereiten und unsere äußeren und inneren Türen zu öffnen in der Erwartung, dass Gott durch jeden Gast zu uns sprechen kann.

Der obdachlose Tom kommt regelmäßig zu uns. „Es ist wunderbar hier“, sagte er zu uns. Hans, der ohne Eltern aufgewachsen ist, sagt, er sei dankbar, eine Familie gefunden zu haben. Ricardo, ein Junkie auf dem Weg der Heilung, hat uns ein Bild gemalt. Die obere Hälfte ist golden, die untere Hälfte dunkel. Jesus – ein silberner Pfad – verbindet die beiden Hälften.

Es ist eine gute Darstellung unserer gemeinsamen Abende: Das Ganze ist getragen vom Geist. Wir sind dankbar. Und in unserer Dankbarkeit fühlen wir uns wie Gäste in unserem eigenen Haus. ➤

Clemens Weber lebt seit zehn Jahren mit seiner Frau und ihren gemeinsamen Kindern in einer christlichen Basisgemeinde in Prenzlauer Berg, Berlin.



Warum im Jemen Hunger herrscht

Eine Hungerkatastrophe, die gewollt ist

DANIEL LARISON

Kind in
einem
Flüchtlings-
lager in
Ibb, Jemen,
August 2018

HUNGERSNÖTE SIND in der heutigen Zeit fast nie die Folge eines Mangels an Nahrung. Das mag seltsam klingen, denn im Laufe der Geschichte mussten Menschen fast immer Hunger leiden, wenn Ernten ausfielen oder Kriege die Nahrungsvorräte dezimierten. Doch das gehört längst der Vergangenheit an. Heute sind Hungersnöte menschengemacht und entstehen nicht durch versehentliche Versäumnisse. Vielmehr sind es häufig politische Führer, die entscheiden, einer Gruppe von Menschen, deren Leben sie für entbehrlich halten,

diese Strafe aufzuerlegen. Um im 21. Jahrhundert eine Hungersnot auszulösen, bedarf es eines erheblichen Maßes an organisatorischem Aufwand. Menschen setzen sie gegen andere ein, um ihre politischen Ziele zu erreichen. Demgemäß zählen Hungersnöte zu den Massengräueltaten und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Eines dieser Verbrechen gegen die Menschlichkeit ereignet sich gegenwärtig im Jemen.

Vier Jahre Krieg haben den Jemen schwer gezeichnet. Wie Alex de Waal in *Mass Starvation*, seiner lesenswerten Geschichte der Hungersnöte

Daniel Larison ist Chefredakteur der US-Zeitschrift American Conservative, für die er auch einen Blog verfasst. Er promovierte in Geschichte an der University of Chicago und lebt in Lancaster, Pennsylvania.

der Neuzeit, schreibt, „bedarf es des aktiven Tuns und damit politischer Entscheidungen, um aus einer Katastrophe ein Massenhungern zu machen.“ Tatsächlich ist die Hungersnot im Jemen größtenteils die Folge der Wirtschaftsblockade und anderer politischer Entscheidungen der von Saudi Arabien unterstützten, international anerkannten jemenitischen Regierung von Präsident Hadi. Hadi war der Nachfolger von Ali Abdullah Saleh, der den Jemen über dreißig Jahre lang regiert hatte, bis ihn 2011 Proteste zum Rücktritt zwangen. Hadi selbst wurde wiederum durch die auch als Huthi bekannte Ansar-Allah-Bewegung im September 2014 mit einem Putsch abgesetzt. Im Frühjahr 2015 begann dann eine Koalition arabischer Regierungen unter Führung Saudi-Arabiens und der Vereinigten Arabischen Emirate mit Unterstützung der USA eine Militärintervention, um Hadi wieder einzusetzen und die Huthi aus der Hauptstadt zu vertreiben. Saleh und die Huthi schlossen daraufhin ein Zweckbündnis, das im vergangenen Jahr zerbrach, als sich die Huthi mit Saleh überwarfen und ihn töteten. Seitdem ist die Koalition ihrem Ziel nicht nähergekommen, aber die Bevölkerung des Jemens wurde in eine tiefe Krise gestürzt.

Infolge der Schäden, die die Luftangriffe der saudischen Koalition dem Land zugefügt haben, sowie aufgrund der durch die US-gestützte saudische Koalition verhängten See- und Luftblockade, der Verlegung der Zentralbank nach Aden, der Entwertung der jemenitischen Währung und der über zweijährigen Nichtauszahlung der Gehälter von Staatsbediensteten, ist die Wirtschaft des Jemens praktisch zusammengebrochen. Für die meisten Jemeniten bedeutete dies eine Verschärfung der Armut. Mindestens fünfzehn Millionen Menschen – über die Hälfte der Gesamtbevölkerung – leben in so großer Ernährungsunsicherheit, dass sie Gefahr laufen zu verhungern. Zwar lassen sich auf jemenitischen Märkten durchaus Lebensmittel finden, doch durch Krieg und Inflation sind diese für die verarmte Bevölkerung unerschwinglich geworden. Außerdem verursacht der gegen die Zivilbevölkerung geführte Wirtschaftskrieg wesentlich mehr Tote durch vermeidbare Ursachen als durch Luftangriffe und Bombardierungen. Nach Schätzungen der Kinderrechtsorganisation Save

the Children sind im Jemen seit 2015 mindestens fünfundachtzigtausend Kinder verhungert.

KINDER SIND DURCH die verheerenden Auswirkungen einer Hungersnot im Allgemeinen am stärksten gefährdet, insbesondere weil für sie durch die Mangelernährung das Risiko steigt, an Krankheiten zu sterben. Die traurige Geschichte von Amal Hussain, einem siebenjährigen jemenitischen Mädchen, steht stellvertretend für das Leid von Millionen Kindern in diesem Krieg. Die *New York Times* berichtete bereits Ende Oktober 2018 über Amals Situation und veröffentlichte ein erschütterndes Foto ihres zerbrechlichen, durch extremen Hunger und Durchfall geschwächten Körpers. Nur wenige Tage nach Erscheinen des Artikels war Amal tot. Sie und ihre Familie hatten, seit ihr Haus drei Jahre zuvor durch einen Luftangriff der saudi-arabisch geführten Koalition zerstört worden war, als Flüchtlinge im eigenen Land gelebt. In einem Lager für Inlandsflüchtlinge war Amal dann langsam dahingesiecht. Millionen jemenitischer Kinder sind genauso stark unterernährt, und ihre Familien genauso arm. Doch selbst Kinder, die nicht an Hunger und Krankheiten sterben, leiden an Entwicklungsverzögerungen, und ihr Leben wird durch das Erleiden von Krieg und Hunger dauerhaft beeinträchtigt sein.

In dem Maße wie Hungersnöte politische Ursachen haben, können sie auch mit politischen Mitteln gelöst werden. Leider stießen diese verheerenden Hungersnöte weltweit nicht auf die gleiche Aufmerksamkeit oder das Interesse, das anderen Massengräuelaten entgegengebracht wird. Über Länder, die von Hungerkatastrophen betroffen sind, wird in den Medien nur selten berichtet. Und falls doch Meldungen erscheinen, bewirken diese bei Politikern und Öffentlichkeit offenbar wenig oder gar nichts. Infolgedessen besteht die reale Gefahr, dass in zahlreichen Ländern, in denen ausländische Regierungen entweder daran beteiligt sind, ein Massenhungern herbeizuführen, oder kein Interesse daran haben, eine solche Katastrophe abzuwenden, Hungersnöte wieder auftreten könnten. Nachdem es gelungen war, den Hunger fast vollständig auszurotten, scheint die Welt dessen grauenvolle Rückkehr kaum zu bemerken. ➤

Aus dem Englischen übersetzt von Natalie Krugiolka.



Foto mit freundlicher Genehmigung des Autors

Ströme in der Wüste

RICHARD JOYNER

Der Autor mit Mitarbeitern auf dem Gelände des Conetoe Family Life Centers

Gärten vermitteln Freiheit. Die Menschen hier in Conetoe (North Carolina) leben mitten in einem „Food Desert“, einer „Nahrungsmittelwüste“. So nennt man einen Ort, an dem die Bewohner kaum bis keinen Zugang zu bezahlbaren und gesunden Lebensmitteln haben. Ein Viertel aller Haushalte unseres Landkreises leben unterhalb der US-Armutsgrenze. Durch schlechte Ernährung sind hier in der Vergangenheit mehr junge Menschen gestorben als durch Autounfälle. Seit Jahren arbeite ich als Krankenhausseelsorger. In dieser Funktion habe ich eine Familie nach der anderen begleitet, die am Grab eines zu früh verstorbenen Angehörigen stand. Ich erinnere mich noch an den Tag, als ich auf der Fahrt nach Hause an den Seitenstreifen fuhr und betete. Es war, als hörte ich Gott sagen: „Öffne deine Augen und sieh dich um.“ Ich tat es und sah ringsum lauter Felder, die sich in alle Richtungen erstreckten.

Doch hinter diesen Feldern verbirgt sich eine tragische Vergangenheit. Meine Eltern und Großeltern waren Farmpächter, die den Pachtzins nur dadurch bezahlen konnten, dass sie einen Teil ihrer Ernte direkt dem Verpächter gaben. Die Generation vor ihnen waren Sklaven. Diese Felder bedeuteten für mich keine Freiheit. Doch nun begann eine neue Vision die Vergangenheit zu überschreiben. Was wäre, wenn unsere Gemeinschaft die Wende herbeiführen könnte – wenn wir unsere Freiheit in guter Erde fänden und an eine Zukunft zu glauben

begännen, in der Familien durch Entschlossenheit, Kreativität und die Saat des letzten Jahres überleben und Erfolg haben?

Seit 14 Jahren gibt es nun schon das Conetoe Family Life Center. Im Rahmen unserer Angebote entwickeln junge Menschen soziale und geistliche Kompetenzen, während sie entdecken, wie es ist, eins mit dem Land zu sein. Ja, wir lernen, wie man alles anbaut, was in dieser Erde wachsen kann. Doch wir lernen auch, wie man in die Gemeinschaft investiert, Essen auf den Tisch von Familien bringt und Gemüse, Obst und Honig an Restaurants, Krankenhäuser und Schulen vor Ort verkauft. Dann reinvestieren wir diese Erlöse wieder in den Boden.

Ich möchte, dass den Kindern bewusst ist: „Ich kann das! Ich kann dazu beitragen, dass es meiner Familie und meiner Gemeinschaft gut geht.“ Wir haben einen weiten Weg zurückgelegt – von einer gefährlichen „Nahrungsmittelwüste“ zu einer Gemeinschaft, die jede Woche hunderte Familien ernähren kann, ohne auf externe Quellen zurückgreifen zu müssen. Unser finanzielles Grundeinkommen hat sich nicht verändert. Doch das, was wir mit vereinten Kräften tun, hat zur Folge, dass sich unsere Einkünfte verändert haben. Wir sind von niemandem abhängig – wir können Gerechtigkeit predigen und leben. Wenn ein Kind weiß, dass durch Arbeit und Gemeinschaft die Lichter nicht ausgehen, Essen auf den Tisch kommt und er ein Dach über

(Fortsetzung auf Seite 45)

Rev. Richard Joyner ist Pastor der Conetoe Chapel Missionary Baptist Church in North Carolina, USA, wo er sich auch um den Gemeinschaftsgarten der Kirche kümmert. 2015 wurde er als CNN Hero ausgezeichnet. (Dieser Fernsehsender ehrt Menschen, die außergewöhnliche Beiträge im Bereich der humanitären Hilfe leisten.)



LEKTÜRE

Definition eines guten Landwirts

PHILIP BRITTS

Ein guter Landwirt ist einer, der:

1. erkennt, dass sein Hof eine organische Einheit ist, in der alle Organe in Zusammenarbeit und Wechselwirkung funktionieren müssen.
2. erkennt, dass die Fruchtbarkeit des Bodens das Lebensblut seines Betriebs ist und dass diese Fruchtbarkeit nicht statisch ist, sondern ein dynamisches und vergängliches Gleichgewicht.
3. erkennt, dass Humus die Triebfeder der Fruchtbarkeit ist.
4. erkennt, dass es für jeden Teil des Betriebs eine optimale natürliche Landnutzung gibt und diese so weit wie möglich einhält.
5. erkennt, dass das Klima der stärkste Einzelfaktor ist, der die Pflanzenproduktion beeinflusst; dass es nicht kontrolliert werden kann und dass es nicht bekämpft, sondern dass im Einklang mit ihm gearbeitet werden sollte.
6. Insekten und Krankheiten in erster Linie durch Prävention bekämpft und Giftsprays, Pulver usw. mit Vorsicht und Zurückhaltung verwendet.
7. erkennt, dass Gras die wichtigste Feldfrucht der Erde ist, kümmert sich um seine Dauerweiden und nutzt Wechselwiesen für den Schutz und die Regeneration seiner Böden.
8. die Bedeutung der genetischen Ausstattung seiner Pflanzen und Tiere erkennt und Züchtung zur Qualitätsverbesserung nutzt.
9. die Energie, Zähigkeit und Organisationsfähigkeit hat, um den Betrieb sauber und ordentlich zu halten und klare Aufzeichnungen führt.
10. erkennt, dass er fast nichts von all dem weiß, was es zu wissen gibt, dass er es mit ewigen Gesetzen zu tun hat, die er nicht gemacht hat und nicht ändern kann, und dass die höchsten Errungenschaften des menschlichen Wissens einfach der strikteste Gehorsam gegenüber diesen Gesetzen sind. ➔

Asuka
Hishiki,
Rüben


Philip Britts (1917–1949) war Gartenbauer und Dichter. Der obige Artikel stammt aus einer Sammlung seiner Essays und Gedichte, Water at the Roots: Poems and Insights of a Visionary Farmer (Plough, März 2018).

plough.com/britts



Die große Dürre bezwingen

Wie eine australische Rinderfarm
durch die Wiederbelebung alter
Landschaften gegen die
Trockenheit vorgeht



Seit der Jahrtausendwende haben historische Dürreperioden und sintflutartige Regenfälle den Landwirten in Australien hart zugesetzt. In den betroffenen Regionen sind die Weideflächen verdorrt und nicht wenige Farmer sahen sich gezwungen, ihre hungernden Schafe und Rinder mit einem Gnadenschuss zu erlösen. Könnte mit einer anderen Form der Landwirtschaft erreicht werden, dass das Land selbst inmitten des Klimawandels floriert? Chris Voll vom *Pflug Magazin* hat darüber mit Johannes Meier gesprochen, der die Farm des Danthonia-Bruderhofs in New South Wales betreibt.



Johannes
Meier

Pflug Magazin: Der Danthonia-Bruderhof feiert im Mai 2019 sein 20-jähriges Bestehen. Wie hat die Gemeinschaft im Laufe der Zeit herausgefunden, wie das Land am besten bewirtschaftet werden kann?

Johannes Meier: Der Bruderhof hat 1999 zwei benachbarte Farmen im Distrikt Northern Tablelands in New South Wales, Australien, erworben. Die Region ist landwirtschaftlich geprägt und gilt als relativ regensicher, zumindest auf dem Papier. Zwei Familien und einige Singles aus den USA packten also ihre Koffer und begaben sich auf die Reise – und so nahm die Gemeinschaft des Danthonia-Bruderhofs ihren Anfang.

Wir kamen voller Tatendrang – und ohne jede Erfahrung! Im ersten Jahr behielten wir zu unserer Unterstützung den Farmmanager von Danthonias früherem Eigentümer, bevor wir uns selbst an den Farmbetrieb wagten. Wie die meisten Farmen in diesem Distrikt hatte Danthonia bis dato im Mischbetrieb gearbeitet. Rinder und Merinoschafe wurden als Weidevieh gehalten, und im Winter wurde Getreide, im Sommer Bohnen, Hirse, Mais und Sonnenblumen angebaut. Im ersten Jahr führten wir den Anbau dieser Ackerkulturen fort und es lief gut. Dann aber beschlossen wir, uns nur noch auf die Viehwirtschaft zu konzentrieren.

Die Erfahrungen dieser ersten Jahre zeigten uns, was die landwirtschaftliche Arbeit wirklich kostet, selbst wenn das Wetter mitspielt. Da gilt es nicht nur die Fahrzeuge und Geräte zu warten und am Laufen zu halten, sondern auch Herbizide, Saatgut,

Düngemittel usw. müssen bezahlt werden. Mit der ersten Schurwolle unserer Schafe konnten wir gerade einmal die Kosten für Wurmmittel und die Schur selbst decken. Uns wurde klar, dass die Einnahmen die wachsende Gemeinschaft nicht einmal annähernd tragen würden. Außerdem stießen wir mit der Farm an die Grenzen unserer Arbeitskraft, weil wir gleichzeitig Gebäude errichteten und außerdem versuchten, uns in unserer neuen Nachbarschaft einzubringen.

So kam es, dass wir begannen, uns mit der Herstellung von Schildern ein Einkommen zu sichern. Das entwickelte sich gut und inzwischen kann unsere Gemeinschaft, die mittlerweile auf 220 Menschen angewachsen ist, ihren Lebensunterhalt damit erwirtschaften.

Warum habt Ihr die landwirtschaftliche Arbeit nicht einfach ganz aufgegeben?

Die Lebensweise des Bruderhofs war schon immer eng mit dem Land verbunden. Das geht bis auf frühe Pioniere wie Philip Britts zurück (siehe Seite 25). In den ersten vier Jahrzehnten unseres gemeinschaftlichen Lebens sorgte die landwirtschaftliche Arbeit praktisch dafür, dass wir etwas zu essen auf dem Tisch hatten; seither verdienen wir unser Geld in erster Linie mit der Herstellung verschiedener Produkte. Die Gründung des Danthonia-Bruderhofs vor 20 Jahren war also eine Gelegenheit, uns wieder mit dem Land zu verbinden. Mit der Zeit konnten wir unsere landwirtschaftliche Nutzfläche mit einigen Zukäufen auf mehr als 2000 Hektar vergrößern, von denen vielleicht die Hälfte Weideland war und ein Viertel für Anbauzwecke genutzt wurde. Der Rest waren bewaldete Hänge und unwirtliches Gelände, das sich nur marginal für die Weidewirtschaft eignete.

Trotzdem kamen wir noch nicht zurecht. Also schraubten wir zurück und probierten einige der üblichen Modelle aus. Wir hatten Vertragspartner, die ihr Vieh gegen ein Entgelt auf unserem Gelände hielten. Einige Jahre lang verpachteten wir die Farm. Allerdings mussten wir feststellen, dass es die Pächter in der Regel darauf anlegten, so viel Geld wie möglich zu erwirtschaften, was häufig auf Kosten der Landschaft ging. Nach wenigen Jahren hatte unser Land durch Überweidung stark gelitten.



Meine Familie kam im November 2004 nach Danthonia, als die Auswirkungen der Trockenperiode, die als Australiens Jahrtausenddürre bekannt werden würde, bereits schmerzhaft spürbar waren. Die Trockenheit wurde immer gravierender und dauerte bis Herbst 2010. Sie brachte uns dazu, intensiv darüber nachzudenken, wie wir eigentlich mit unserer Landschaft umgingen. Ich war ursprünglich aus England gekommen, wo der Regen eher ein ständiger Begleiter als ein ersehnter Segen ist. Umso ungewöhnlicher war es für mich, dass ich nun in ständiger Hoffnung auf das Geschenk des Regens immer wieder nach Westen schaute und Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr die Wolken beobachtete. Wenn es dann gelegentlich doch einmal regnete, reagierte das Land jedoch kaum – so gravierend war sein Zustand inzwischen.

Dann trocknete 2007 unser Bach aus. Es ist ein schönes Bächlein, das von Weidenbäumen gesäumt durch eine breite Talaue am Fuße des Swan Peak, des markanten Wahrzeichens von Danthonia, fließt. Nie werde ich diesen Anblick vergessen: die mit Algen überzogenen letzten Wasserreste, die vielen toten Fische – Goldbarsche, Tauwelse und Dorschbarsche, einige bis 80 Zentimeter lang –, die erodierten, abbröckelnden Ufer ... der versiegte Wasserstrom. Zwei Jahre später geschah es noch einmal, nur gab es diesmal keine toten Fische mehr. Sie waren schon alle weg. Ich weiß noch, wie ich dachte: „Das kann nicht richtig sein. Was tun wir hier eigentlich?“

Inmitten der Dürre traten wir also in einen mühsamen Prozess ein, der uns zu der Erkenntnis

führte, wie wir unsere Landschaft retten und wieder mit Leben und Gesundheit füllen konnten.

War denn die Jahrtausenddürre wirklich ein so außergewöhnliches Ereignis? Ist Trockenheit nicht schon seit jeher Teil des australischen Klimas?

Das stimmt nur teilweise. Ohne Zweifel ist es eine raue Umgebung und Dürreperioden und Überschwemmungen muss man einfach mit einplanen. Die Landwirte in unserer Region berichten, dass man für zehn Jahre mit zwei überreichen Erntejahren, drei bis vier akzeptabel-bis-mittelmäßigen Jahren und drei bis vier kompletten Missernten rechnen muss.

Zusätzlich zu dem in Australien ohnehin unbeständigen Wetter müssen wir aber jetzt auch noch mit dem Klimawandel fertigwerden: Seit den 1950er-Jahren sind die Durchschnittstemperaturen deutlich angestiegen und immer häufiger gibt es Tage, an denen Extremtemperaturen herrschen. Für die Landwirtschaft ist das natürlich problematisch.

Wir dürfen nicht vergessen, dass wir Teil einer viel längeren Geschichte sind. Australien ist die Heimat der ältesten fortlaufenden Zivilisation: Man glaubt, dass die ersten australischen Ureinwohner hier seit rund 65.000 Jahren leben. Setzt man diese Zeitspanne ins Verhältnis zu einem einzigen Tag, dann sind die ersten europäischen Siedler – die First Fleet, die 1788 aus England in der Botany Bay eintraf – vor nicht einmal sieben Minuten hier angekommen.

Die Luftaufnahmen von Danthonia im Jahr 2000 (links) und 2017 (rechts) zeigen das Wachstum der Gemeinschaft in einer genesenden Landschaft.



Koppel und Damm vor dem ganzheitlichen Management und danach: 2007 (links) und 2015 (rechts)

Einige dieser Europäer führten ausgezeichnete Tagebücher oder hielten in Zeichnungen und auf Bildern fest, was sie vorfanden. Das Land, das sie beschreiben, war lebendig und gesund. Die natürlichen Wiesen setzten sich aus drei- bis vierhundert Pflanzenarten zusammen. In den Talsystemen wuchs auch dann saftiges frisches Gras, wenn drei Monate lang kein Regen gefallen war.

Aus diesen Aufzeichnungen wird auch deutlich, dass die fruchtbaren Gebiete keineswegs auf die Küstenlinie begrenzt waren. Sie beschreiben eine Landschaft, die sich auf wunderbare Weise an das zyklische Klima angepasst hatte und dank besonderer Funktionen in der Lage war, Wasser aufzunehmen und zu speichern. Der Mutterboden war demnach ein bis zwei Meter tief und wies so tiefe Risse auf, dass man eine Machete und seinen ganzen Arm hineinstecken konnte und noch immer nicht unten anstieß. Dieser Boden war so schwammig, dass selbst in einer Dürreperiode die Spuren eines einzelnen Wagens in der Grasnarbe über Jahre sichtbar blieben.

Die Forscher fanden eine Landschaft vor, die ganz anders als die europäische Landschaft funktionierte, wo lange Wasserstraßen überflüssiges Wasser ins Meer transportieren. Stattdessen hatte Australien breite, weite Talauen, die mit mehr als dreieinhalb Meter hohem Schilf bewachsen waren, Sumpfbereiche mit vereinzelt Wasseransammlungen und seichte Flussbetten, in denen das Wasser durch die Täler bergab floss. Einige dieser Auensysteme waren

bis zu 40 Kilometer breit und konnten immense Wassermengen aufnehmen, die in Trockenzeiten in die Landschaft freigegeben wurden. Andere wie die Feuchtgebiete entlang des Bachs von Danthonia waren schmaler, erfüllten aber eine ähnliche Schwammfunktion.

In diesen Systemen spielten Pflanzen eine besondere Rolle. Schilf und verschiedene weitere Pflanzen in mehreren Schichten steuerten den Wasserhaushalt der Landschaft. Tragischerweise erkannten die ersten Europäer dies nicht. Sie brachten ihre eigenen Vorstellungen mit: Die Sumpfbereiche wurden trockengelegt, die Wasserstraßen für Boote geöffnet, in den Tälern grasten nun Harthüfer, die Muttererde wurde gepflügt und beackert und Monokulturen wurden angebaut.

Die Ergebnisse waren katastrophal. Die Zerstörung funktionierender Auengebiete und landwirtschaftliche Praktiken, die die natürliche Fähigkeit der Landschaft zur Speicherung von Wasser und zur Kontrolle von Salzen ignorieren, haben in weniger als zehn Generationen dazu geführt, dass sich Australien heute mit einer massiven Erosion und Versteppung konfrontiert sieht. Inzwischen bauen wir auf dem Unterboden an, nicht auf dem Mutterboden. Die natürliche Vielfalt der Pflanzen und Tiere ist nur ein Schatten dessen, was sie früher einmal war. Da nur noch wenige Pflanzen dazu beitragen, Wasser in der Landschaft zu speichern, seine Bewegung zu verlangsamen, die Flussauen fruchtbar zu halten und Salze zu kontrollieren, wird praktisch das gesamte Niederschlagswasser ins Meer gespült – und mit ihm tonnenweise wertvoller Muttererde.

Dennoch würde manch einer Deine Ansichten als viel zu pessimistisch beurteilen. Steckt die australische Landwirtschaft wirklich in der Krise?

Ich kann nur aus Sicht der Farmer hier im Osten Australiens sprechen. In den Medien wurde umfassend über die Probleme der Landwirte berichtet: Infolge der Dürre ist die Pflanzendecke auf dem Boden nahezu verschwunden, das Vieh verhungert, Buschbrände haben zugenommen und überall weht Staub. Viele Farmer sagen, das sei die schlimmste Dürre der letzten 100 Jahre. Sie mussten ihren Viehbestand drastisch reduzieren und haben in den letzten ein bis zwei Jahren Heu und Getreide handgefüttert.

Für viele bedeutet diese Situation den finanziellen Ruin. Die Tatsache, dass unsere Regierungsbehörden Nothilfen in Milliardenhöhe an Farmer ausgegeben haben, zeigt das Ausmaß der Krise. Und für den einzelnen Farmer sind die Beihilfen oft nicht mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein.

Nach allem, was ich von zahlreichen Farmern in diesem Land weiß, und aus den Erkenntnissen internationaler Wissenschaftler und Landwirte lässt sich meiner Ansicht nach zweifelsfrei schließen, dass dies größtenteils auf konventionelle landwirtschaftliche Methoden zurückzuführen ist, die großen Schaden angerichtet haben, besonders hier in Australien.

Sind aber die landwirtschaftlichen Methoden, die im Laufe der letzten einhundert Jahre entwickelt wurden, nicht enorm effektiv, wenn es darum geht, mehr Nahrungsmittel anzubauen?

Es stimmt, dass wir mithilfe von Mechanisierung und Kunstdünger viel mehr Nahrungsmittel produzieren können. Auf den ersten Blick mag dies als wunderbarer Fortschritt erscheinen – viel mehr Nahrungsmittel für viel weniger Arbeit. Doch wird immer deutlicher, dass die industrielle Landwirtschaft den natürlichen Ökosystemen, von denen der Mensch abhängt, enormen Schaden zufügt. Die Landschaft, die Tiere und auch wir, die Verbraucher, leiden letztlich darunter. Und wie wir hier in Australien sehen, ist irgendwann Schluss.

Nehmen wir zum Beispiel die intensive Bodenbearbeitung. Durch Pflügen und Eggen werden die Bodenorganismen, eine wichtige Quelle für Pflanzennährstoffe, den Elementen ausgesetzt. Feuchtigkeit verdunstet, der Boden erodiert und Bodenkohlenstoff geht verloren. Die Böden hier bei uns sind Vertisole – schwere, tonreiche Böden, die im ausgetrockneten Zustand aufreißen und sehr erosionsanfällig sind. Schon ein starkes Gewitter reicht aus, damit ein gepflügter Boden um mehrere Zentimeter Muttererde ärmer ist – eine Beobachtung, die wir in Danthonia bereits zu Beginn unserer landwirtschaftlichen Arbeit in Australien machten.

Mit der Industrialisierung kamen die Monokulturen – riesige Felder, auf denen nur eine einzige Pflanzensorte angebaut wird. Jeder Landwirt arbeitet mit Fruchtfolgen, wenn wir jedoch ignorieren, welchen Beitrag verschiedene Pflanzen durch ihre Wurzelausscheidungen zur Biologie des Bodens leisten (dazu später mehr), und synthetische Düngemittel einsetzen, die solche Wurzelausscheidungen ganz und gar unterbinden können, bedeutet dies für unseren Boden das Todesurteil.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden die riesigen Fabriken, in denen am laufenden Band Ammoniumnitrat für Sprengstoffe produziert worden war, zunächst geschlossen – bis jemand entdeckte, dass Ammoniumnitrat für Pflanzen eine wunderbare Stickstoffquelle war. Bald schon wurden die drei Hauptnährstoffe für das Pflanzenwachstum – Stickstoff, Phosphor und Kalium – künstlich hergestellt und mit Volldünger auf die Felder gebracht.

Die Pflanzen schienen das zu lieben. Sie wuchsen höher und lieferten höhere Erträge. Aber der Boden litt. In einem gesunden Ökosystem leben Pflanzen in Symbiose mit dem Boden und tauschen Glucose gegen Nährstoffe aus. Mit unserem Volldünger verursachen wir jedoch in diesem Nährstoffkreislauf eine Art Kurzschluss. Wir bremsen zahlreiche weitere Nährstoffe und Mikronährstoffe aus, die ansonsten ihren Weg in die Pflanze finden und ein nährstoffreiches Produkt aufbauen würden. Die Folge ist, dass unsere Pflanzen nun einen beklagenswerten Nährstoffmangel aufweisen. Tatsächlich zeigen Untersuchungen des Wissenschaftlers Donald R. Davis, dass wir deutlich mehr Obst und Gemüse als unsere Großeltern essen müssen, um den gleichen

Die Wiederbelebung eines Bachs

JOHANNES MEIER



1 **2007:** Als wir begannen, war das Bachbett stark erodiert und die Pflanzenwelt minimal, was durch die konventionelle Viehbeweidung noch verstärkt wurde, weil die Uferlinie schlicht zertrampelt war. Bei Hochwasser verschärfte der schnelle Wasserstrom die Erosion weiter: Muttererde und Nährstoffe wurden weggespült, während der Grundwasserspiegel weiter sank.



5 **Zäune** halten das Vieh von Bachufern fern, damit Erosionen und die Beschädigung des Bachbetts und der Pflanzen, die alles zusammenhalten, verhindert werden.



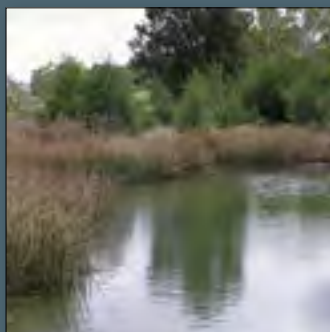
2 **2015:** Derselbe Ort wie auf dem Bild von 2007 (*links*). Heute verlangsamen Schilf und andere Pflanzen in sumpfigen Bereichen das Wasser, unterdrücken die Bodenversalzung und sind Lebensraum für zahlreiche Tiere.



3 **Querdämme** speisen Talauen über verflochtene Kanäle mit Überschwemmungswasser. Diese Talauen dienen der Landschaft als Wasserspeicher.



4 **Durchlässige Wehre** – poröse Hindernisse aus natürlichen Materialien – verlangsamen die äußeren Zuflüsse. Sie drosseln die Wasserströmung und ermöglichen das Einsickern von Wasser in den Boden.



6 **2016:** Durch unsere Arbeit mit der Natur konnten wir den Bach zu neuem Leben erwecken. Nun wird ansatzweise erkennbar, wie er vor der europäischen Besiedelung gewesen sein muss: ein malerischer, von Biodiversität geprägter Quell der Fruchtbarkeit für die umgebende Landschaft.

ernährungsphysiologischen Nutzen zu erreichen. Es gibt zuverlässige Belege für einen Zusammenhang zwischen diesen Ernährungsdefiziten und unseren zunehmenden gesundheitlichen Problemen.

Dazu kommt noch das Gebräu von Chemikalien, das wir über Jahre in unsere Landschaft gepumpt haben, ohne zu verstehen, welche toxischen Auswirkungen sie auf unser Ökosystem und uns selbst haben. Durch unsere westliche Ernährung nehmen wir mittlerweile systematisch giftige Chemikalien zu uns. Glyphosat (der Hauptbestandteil des Unkrautvernichtungsmittels Roundup), das zunehmend im Verdacht steht, krebserregend zu sein, findet sich inzwischen überall, sei es im Frühstücksmüсли unserer Kinder oder in deutschem Bier, bei dem für einige Sorten das Dreihundertfache des legalen Grenzwerts für Trinkwasser festgestellt wurde. Eine Studie kam 2016 zu dem Ergebnis, dass Glyphosat im Urin von 93 Prozent aller US-Amerikaner nachgewiesen werden konnte. Welchen Beitrag leisten Agrochemikalien zum Anstieg einer großen Spanne von Krankheiten in westlichen Ländern – Autoimmunstörungen, Adipositas, Diabetes, Herzkrankheiten, Unfruchtbarkeit und Autismus?

Ein weiterer Aspekt der industriellen Landwirtschaft, der sich insbesondere hier in Australien häufig als destruktiv erwiesen hat, ist die intensive Bewässerung. In Landschaften, in denen die Niederschläge nicht ausreichen, haben sich zwar damit landwirtschaftliche Möglichkeiten eröffnet, doch hat das Grundwasser in diesen Regionen häufig einen hohen Salzgehalt. Im Laufe der Zeit hat die durch Bewässerung verursachte Salzanreicherung im Boden riesige landwirtschaftliche Flächen ruiniert. Unser unersättlicher Wasserbedarf überfordert die Grundwasserleiter, was anhaltende Dürren zur Folge hat. In Australien entfallen 50 bis 70 Prozent des Wasserverbrauchs für das gesamte Land auf die Landwirtschaft, obwohl sie nur 3 Prozent des Bruttoinlandsprodukts ausmacht. Unlängst haben australische Medien umfassend über die ökologische Katastrophe im Murray-Darling-Flusssystem berichtet, die zu großen Teilen durch eine fehlgeleitete landwirtschaftliche Wassernutzung verursacht wurde.

Aber die gute Nachricht ist: Es gibt auch einen Weg zurück. Wir können mit der Zerstörung aufhören und wieder einen besseren Zustand

herstellen. Wir können mit der Natur zusammenarbeiten, damit sich das Land praktisch selbst heilt. Es gilt einfach nur bestimmte Prinzipien zu verstehen und zu respektieren. Wir haben eine Weile gebraucht, bis wir uns mit diesen wichtigen Prinzipien arrangieren konnten. Jetzt aber wissen wir, dass wir logischen Schritten folgen müssen.

Wie funktioniert das genau? In Danthonia regnet es etwa so viel wie in der Umgebung, und dennoch gibt es hier Futter für das Vieh und Wasser in den Dämmen, während benachbarte Farmen verdorrt sind und die Tiere dort hungern. Wie kommt dieser signifikante Unterschied zustande?

Die Antwort auf diese Frage hat viele Facetten. Schauen wir uns zunächst an, was eine gesunde Landschaft ausmacht.

Ein Indikator für die Gesundheit eines Ökosystems ist es, wenn seine Pflanzen in der Lage sind, Sonnenlicht in Glucose umzuwandeln. Diese Glucose unterstützt das Pflanzenwachstum und wird auch in den Boden gespeist, wo sie in Humus umgewandelt wird – jene beeindruckende Substanz im Mutterboden, die neben Mineralstoffen und anderen Ressourcen auch das Vierfache ihres eigenen Gewichts an Wasser aufnehmen kann. Durch die Aktivität der Pflanzen werden Humus und organische Substanzen angereichert, der Kohlenstoffgehalt im Boden steigt und das Land kann mehr Feuchtigkeit absorbieren und speichern. Dann fließt Regenwasser nicht mehr über die Abhänge ins Meer, sondern verbleibt in der Landschaft.

Berechnungen von Wissenschaftlern zufolge kann die Landschaft für jeden Prozentpunkt an vorhandenem Bodenkohlenstoff 140.000 Liter Wasser pro Hektar speichern. Bevor sich die europäischen Siedler in Australien niederließen, betrug der durchschnittliche Kohlenstoffgehalt im Boden 7 bis 20 Prozent – heute liegt er im Durchschnitt unter einem Prozent. Wenn wir diesen Anteil auch nur auf 5 Prozent steigern könnten, was immer noch weniger ist als vor der Besiedlung, dann könnten schon vier Hektar Land mehr Wasser speichern, als in ein olympisches Schwimmbecken passt.



Jung und
Alt setzen
Oliven-
bäume

Das zu verstehen ist eine Sache. Aber wie können wir die Landschaft wirklich wieder zurück in einen gesunden Zustand versetzen? Nachdem wir hier in Danthonia sahen, wie die Pächter unserem Weideland durch Überweidung zugesetzt hatten, wussten wir, dass die Antwort auf diese Frage auch mit unserer Art der Viehwirtschaft zu tun hatte. So stießen wir auf das Konzept des ganzheitlichen Weidemanagements und seinen Verfechter, Allan

Savory, ein Ökologe, Umweltschützer und Viehfarmer aus Simbabwe, der herausfinden wollte, warum die afrikanische Landschaft trotz eigentlich geringer Herdengrößen unter einer sogenannten Überweidung litt. Schließlich fiel ihm auf, dass die Herden einst eng zusammenbleiben mussten, um sich vor Raubtieren zu schützen, diese Raubtiere inzwischen jedoch durch die Jagd dezimiert worden waren. Seine Experimente zeigten, dass die



Landschaft zu neuem Leben erwachte, wenn das Vieh enger beieinander gehalten wurde, um die traditionelle Herdendichte nachzuempfinden.

Wenn sich die Gnus in den afrikanischen Savannen oder die Büffel in den amerikanischen Great Plains in großen, eng verdichteten Herden bewegten, an deren Rand sie von Löwen oder Wölfen bedrängt wurden, taten sie weit mehr, als einfach nur Gras zu fressen und zu zertrampeln: Indem sie

eine Fläche relativ schnell gründlich abgrasten und mit ihrem Dung bereicherten, bevor sie weiterzogen, hinterließen sie den dortigen Pflanzen optimale Wachstumsbedingungen. Und dass diese Gebiete fruchtbar waren, wissen wir: In den USA entstand auf diese Weise eine meterhohe Mutterbodenschicht – die dann bewirtschaftet und in den Jahren der Staubstürme einfach weggeweht wurde.

Das ist ganzheitliches Weidemanagement in aller Kürze. Als wir die Grundlagen verstanden hatten, holten wir unsere Zaunwerkzeuge und verkleinerten unsere großen Weidekoppeln, um mehr Tiere auf engerem Raum über kürzere Zeiträume unterzubringen. Die ganzheitliche Beweidung erfordert eine sorgfältige Planung und Dokumentation. Außerdem müssen die Tiere häufig umgetrieben werden, manchmal sogar täglich. Meiner Meinung nach ist dies unser wirksamstes Mittel, damit sich die Landschaft verändert und wieder erholt. Genau darum geht es bei dem, was wir als regenerative Landwirtschaft bezeichnen.

Inwiefern hilft das, um mit den Auswirkungen der Dürre fertigzuwerden?

Etwa 2006 begegneten wir Peter Andrews, einem Australier, der sich seit 40 Jahren damit befasst, wie die Landschaft regeneriert werden kann. Peter ist einfach genial: Er kann Landschaften regelrecht lesen und versteht, mit welchen Funktionen sie wiederhergestellt werden können. Anhand seiner Ideen hat er eine Methode entwickelt, die als Natural Sequence Farming bezeichnet wird.

Als die Jahrtausenddürre 2007 ihren Höhepunkt erreicht hatte, besuchte ich Peter auf seiner Farm. Er zeigte mir zuerst das benachbarte Gelände und den komplett ausgetrockneten Bach. Dann liefen wir stromabwärts zu seinem Land. Schon bald stießen wir auf erste Wasseransammlungen und grünbewachsene Talauen. Als wir das andere Ende seines Grundstücks erreicht hatten, war aus dem Bach wieder ein fließender Strom geworden. Es war wirklich erstaunlich: Inmitten einer wüsten-trockenen Landschaft floss ein Bach, umgeben von dichten Bäumen und Büschen, mit einem reichen Tierleben. Wir liefen weiter auf das angrenzende Gelände. Kaum 300 Meter flussabwärts von Peters



Rotstirn-
Schnäpper:
Seit 2006
berichten
Vogel-
beobachter
jährlich von
fünf bis
sechs neuen
Arten, sogar
in trockenen
Jahren.

Farm war das Flussbett wieder trocken. Noch nie hatte ich einen so deutlichen Beweis dafür gesehen, wie das lokale Ökosystem und das Wasser in der Landschaft miteinander verbunden sind. Für uns in Danthonia war das eine wahre Inspiration: Wenn Peter Andrews das konnte, warum nicht wir?

Mit Peters Unterstützung begannen wir, die Methoden des Natural Sequence Farming anzuwenden. Wir ließen unsere Tiere nicht mehr in die Nähe des Bachufers, damit sich der Bach erholen konnte und die Vegetation entlang seiner Ufer und Niederungen angeregt wurde. In diesen Bereichen pflanzten wir zahlreiche Bäume. In Hochwasserzeiten hilft diese Vegetation, das Wasser zu verlangsamen und Nährstoffe zu halten. Ziel ist es, die natürliche Wiederherstellung verbundener Weiher und Schilfgebiete anzuregen, wie es sie hier einst über Jahrtausende hinweg gegeben hatte.

Weiter oben auf den Hängen arbeiten wir daran, andere einst natürliche Funktionen nachzustellen, indem wir durch Querdämme Wasser aus starken Regenfällen zurückhalten. Wenn die Dämme überlaufen, kann sich das Wasser durch strategische Öffnungen langsam verteilen, damit es vom Land absorbiert werden kann. Auch Nährstoffe, die ansonsten den Abhang hinabgespült würden, verteilen sich so gleichmäßig. Unter den Querdämmen pflanzen wir Bäume, die diese Nährstoffe nutzen, Schatten spenden und die Bodenbiologie positiv beeinflussen. In unserem Tal, das in den Bach

abläuft, entwickeln wir ein System aus Weihern und Schilfgebieten und pflanzen Bäume, um die Wasserbewegung zu verlangsamen.

In den vergangenen 20 Jahren hat die Gemeinschaft Tausende von Bäumen gepflanzt. Warum?

Bislang haben wir rund 100.000 Bäume gepflanzt. Sie bringen uns die verschiedensten Vorteile. Bäume bremsen den Wind ab, der über die Landschaft zieht; das ist gut, denn je schneller der Wind weht, desto mehr Feuchtigkeit verlieren wir. Und Bäume bieten Lebensraum und Schatten. Im Vergleich zu Weideland absorbiert die Erde dort, wo es Bäume gibt, das bis zu 60-Fache an Niederschlagswasser. Mit ihren Wurzeln holen sie Nährstoffe von ganz tief unten – und ein ausgewachsener Baum gibt jährlich ca. sieben Prozent seiner kompletten Biomasse in den Boden ab, wovon wiederum flachere Pflanzen profitieren. Außerdem sind Bäume einfach wunderschön.

Wir sind strategisch vorgegangen und haben Bäume oft in Ringform entlang von Kämmen gepflanzt. Mit einer Mischung aus nativen und exotischen Arten ist für Vielfalt gesorgt. Zäune halten das Vieh von ihnen fern. Inzwischen sind die Bäume, die wir vor 15 Jahren gepflanzt haben, groß genug, dass sie unserem Vieh und heimischen Tieren Schatten spenden, die somit ihren Dung weiter oben in der Landschaft hinterlassen, wo die Nährstoffe am nützlichsten sind, wenn sie mit dem Wasser hangabwärts befördert werden.

Konntet Ihr infolge der unternommenen Schritte messbare Veränderungen beobachten?

Auf jeden Fall! Ein frühzeitiger Indikator für ein gesundes Ökosystem sind Vögel. Als die Vogelbeobachter von Danthonia vor mehr als einem Jahrzehnt mit ihrer Zählung begannen, erfassten wir rund 100 Vogelarten – heute liegt diese Zahl bei 150, Tendenz steigend. Von den 50 Neuzugängen stehen elf Arten in Verbindung mit größeren und gesünderen Feuchtgebieten und offenem Wasser und 15 mit dem enormen Zuwachs an blühenden Bäumen und Büschen. Der Rest hängt mit der Migration von

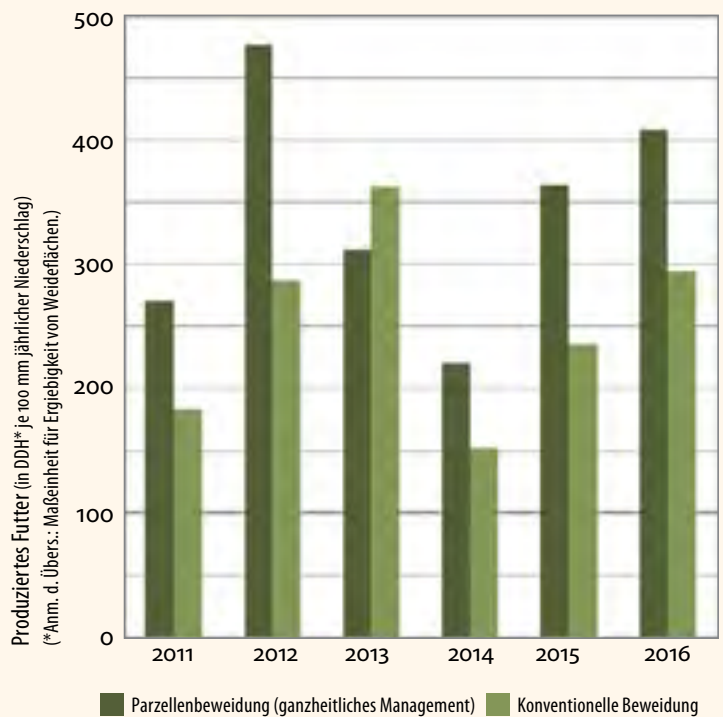
Arten und einer generell höheren Lebensqualität zusammen.

Vor drei Monaten ist das Stauwasser hinter unseren Querdämmen infolge der Dürre ausgetrocknet. Dennoch ist die Grasnarbe unten wie ein Schwamm und das Gras ist grün und wächst weiter. Das zeigt, dass der Boden einfach der beste Ort ist, um Wasser zu speichern. Unlängst habe ich unsere Brunnenwasserprotokolle mit unserem gegenwärtigen Verbrauch verglichen. Trotz sehr geringer Regenfälle haben unsere Brunnen einen höheren Wasserpegel als in früheren Dürreperioden. In der Landschaft wird mehr Wasser gehalten.

Für unseren Bach haben wir gemessen, dass das Wasser mit einer Fließrate von 16 Litern pro Minute in unser Gelände eintritt. Wo der Bach unsere Farm verlässt, fließt er mit 50 Litern pro Minute. Selbst bei Trockenheit ist die Wassermenge, die wir an unsere Nachbarn weitergeben, bachabwärts dreimal höher als dort, wo der Bach bei uns ankommt! Der Grund dafür ist, dass weiter oben auf unserem Land Wasser zurückgehalten wird und sich im Laufe der Zeit seinen Weg nach unten bahnt. Das ist enorm motivierend und inspiriert uns zur Weiterarbeit.

Du hast den unglaublichen Mutterbodenverlust in der australischen Landschaft angesprochen. Dieser Boden muss über Jahrtausende gewachsen sein. Wie könnt Ihr hoffen, dass Ihr ihn regenerieren könnt?

Früher waren einige Experten der Ansicht, dass der Aufbau von nur wenigen Zentimetern Muttererde 300 bis 1000 Jahre dauern würde. Nach unserer Erfahrung trifft das aber nicht zu. Boden entsteht nicht primär durch verrottendes Blattmaterial usw. Ein lebendiger, gesunder Mutterboden entsteht durch die Wurzelausscheidungen von Pflanzen – Kohlenhydrate, Vitamine, organische Säuren und



Weideproduktivität

Dieses Diagramm zeigt die durchschnittliche Produktivität von vier Teststandorten auf der Danthonia-Farm über sechs Jahre. Jeder Standort wurde in zwei Hälften unterteilt: Eine Hälfte wurde im ganzheitlichen Management beweidet und die Tiere wurden alle 1–5 Tage zwischen kleineren Koppeln umgetrieben, die andere Hälfte wurde konventionell beweidet. Durch die Parzellenbeweidung haben die Pflanzen mehr Zeit, sich zu erholen. Dadurch werden ihre Wurzelsysteme gestärkt, die Bodengesundheit verbessert sich und die Erträge steigen.

weitere Nährstoffe, die über die Wurzelsysteme der Pflanzen in den Boden freigesetzt werden. Auch von der durch Fotosynthese gebildeten Glucose gehen 30 bis 40 Prozent im Austausch gegen Nährstoffe über die Wurzeln in den Boden. Auf diese Weise unterstützen Pflanzen die Bodenbiologie: Pilze, Bakterien, Mikroorganismen und Mykorrhiza, die Symbiose von Pilzen und Pflanzen im Wurzelsystem. Diese nehmen die Glucose auf und wandeln sie in Humus um und damit in Muttererde.

Muttererde kann also recht schnell gebildet werden. Voraussetzung ist jedoch eine vielfältige Vegetation. Diese Diversität ist entscheidend und hängt in jeder Hinsicht mit unserer landwirtschaftlichen Praxis zusammen.

Das ist ein Bereich, auf den sich die wissenschaftliche Forschung aktuell konzentriert. Wir lernen, dass es bei einer wachsenden Pflanzenvielfalt einen bestimmten Triggerpunkt gibt – als Quorum Sensing bezeichnet – an dem eine rasche Bildung von Muttererde einsetzt. Aber wie viele Pflanzenarten braucht man für ein Quorum? Je mehr, desto besser, sagen Mikrobiologen. Verschiedene Pflanzen produzieren unterschiedliche Wurzelauausscheidungen, die den Zugang zu spezifischen Bodennährstoffen ermöglichen. Mit nur zwölf Arten konnten positive Ergebnisse verzeichnet werden, schnellere Erfolge zeigten sich mit 40 Arten.

Unsere besten nativen Weideflächen in Danthonia enthalten zwischen 15 und 20 Arten. Damit sind wir noch weit von den Hunderten von Arten entfernt, die diese Landschaften einst geprägt haben – und die gemeinsam eine reichhaltige und vielfältige Grasnarbe bildeten, die die Entstehung und den Erhalt von Muttererde ermöglichte, sodass Wasser gespeichert und in Dürreperioden freigegeben werden konnte. Das Problem ist, dass auf schlechtem Boden nur schwerlich ein vielfältiges Grasland gedeihen kann. Wenn wir Kompostextrakt verteilen, versorgen wir den Boden mit Organismen, die dann aber nur schwer überleben können. Also experimentieren wir momentan mit einer biologischen Stimulanz, einer Art Cocktail aus Mikroben und organischen Verbindungen, mit denen die bereits im Boden vorhandenen lebenden Elemente genährt und unterstützt werden.

Ein weiterer Grund, warum wir die Vegetation auf unserem Land verbessern wollen, ist unser Kampf gegen die zunehmende Bodenversalzung. In Australien bringt jeder Regen dem Kontinent mehr Salz: Weil es keine großen Flusssysteme gibt, werden Salze nicht ins Meer gewaschen, sondern sammeln sich an und töten den Boden, sofern keine Gegenmaßnahmen getroffen werden. Einst hielten sumpfige Schilfgebiete und eine Reihe anderer Pflanzen das Wasser in der Landschaft. So entstand eine oberirdische Süßwasserlinse, die das Salz unterdrückte und verhinderte, dass der Salzgehalt anstieg und der Bodenbiologie schadete. Wir arbeiten uns dorthin zurück, aber damit das möglich ist, brauchen wir einen gesunden Boden.

Wie sieht das für Landwirte aus, die ihren Lebensunterhalt mit dem Anbau von Feldfrüchten bestreiten?

Da kann ich nicht aus eigener Erfahrung sprechen, weil wir in Danthonia den Anbau bereits vor zehn Jahren aufgegeben und das Land in Weideflächen umgewandelt haben. Aber auch für den Anbau von Feldfrüchten gibt es vielversprechende alternative Modelle. In Westaustralien beispielsweise betreiben Ian und Di Haggerty ihre Farm ganz ohne chemischen Input. Sie nutzen Intensivbeweidung und säen dann auf den Koppeln Weizen aus, der über den Winter wächst und im Frühjahr geerntet wird. Nach der Ernte kommt das Vieh wieder auf die Koppeln. Durch die Arbeit mit den Tieren können Unkräuter ohne chemische Wirkstoffe kontrolliert werden. Die Erträge sind geringer, als wenn synthetische Düngemittel eingesetzt würden, dafür ist aber auch der Anbau kostengünstiger, sodass die Farm gut läuft. Zur gleichen Zeit wird Bodenkohlenstoff aufgebaut und eine gesunde Bodenbiologie befördert.

Was würdest Du konventionellen Landwirten raten, die zu einer Veränderung bereit wären, aber vielleicht vor den Kosten zurückschrecken?

Einen Schritt nach dem anderen zu gehen. Bei der Viehzucht sollten sich Farmer in Richtung einer managementintensiven Beweidung orientieren. Beim Anbau würde ich empfehlen, Landwirte, die erfolgreich regenerativ arbeiten, zu suchen und von ihnen zu lernen. Man muss dazusagen, dass die ersten Übergangsjahre hart sein können, aber die Ergebnisse sprechen für sich. Der Kostenaufwand geht zurück und die Natur beginnt zu gesunden. Unser guter Gott hat ein natürliches System geschaffen, das auf bemerkenswerte Weise in der Lage ist, sich selbst von unseren schlimmsten Einflüssen zu erholen.

Was sollte die australische Regierung zur Unterstützung der Landwirte tun?

Erstens sollte der regenerative Ansatz dringender mehr Zustimmung finden. Wir müssen den Leuten in den Ämtern von unseren Erfahrungen berichten,



Johannes spricht im September 2018 zu 300 Farmern aus der Umgebung, die für einen Praxistag zur regenerativen Landwirtschaft nach Danthonia gekommen sind. Mit dabei war auch die Spezialistin für Bodenökologie Dr. Christine Jones, deren Forschungsarbeit zur Wiederherstellung von Muttererde durch Pflanzenvielfalt die Arbeit von Danthonia im letzten Jahrzehnt inspiriert hat.

damit sie alte Muster, die zwar zeitsparend, aber schädlich sind, hinter sich lassen. Zweitens muss die Regierung Mittel bereitstellen, damit Landwirte mehr Informationen bekommen und die anfänglichen Kosten in Verbindung mit dem Übergang zur regenerativen Landwirtschaft decken können: beispielsweise für die Zäune, die für die rotierende Beweidung erforderlich sind.

Der vielleicht größte Streitpunkt ist die Wassernutzung und ihre Regulierung. Die derzeitigen Gesetze sind so gestaltet, dass so viel Wasser wie möglich vom Land weg in Wasserspeicher befördert werden kann, um es von dort aus zu Bewässerungszwecken einzusetzen. Das ist kontraproduktiv und muss geändert werden. All dies muss auf verantwortungsvolle Weise erfolgen; die Zusammenarbeit von Wissenschaftlern, Politikern, Beamten

und Landwirten ist dabei von wesentlicher Bedeutung.

Seid Ihr auch auf Widerstand gegen die regenerative Landwirtschaft gestoßen?

Natürlich. Erst neulich habe ich in unserem örtlichen Laden mit einem Landwirt gesprochen, den ich seit Jahren kenne und mit dem ich eigentlich immer gut ausgekommen bin. Ich sagte: „Ich benutze keine Herbizide mehr.“ Da drehte er sich einfach um und ging weg. Das Gespräch war zu Ende. Vielleicht geht es ums Geld, weil er selbst vom Vertrieb von Herbiziden lebt.

Tim Wright, ein Landwirt in unserer Nähe, arbeitet seit nunmehr 25 Jahren an der

Regeneration seines Landes. Seine Erfolge sind bemerkenswert. Trotzdem hat er immer noch Nachbarn, die kein Wort mit ihm sprechen, und oft werden Witze über ihn gerissen. Wir Farmer können schon ziemlich stur sein – was aber auch von Vorteil sein kann, wenn wir uns in den Kopf setzen, ein Problem zu beheben!

Mit den Jahren hat der Danthonia-Bruderhof das Vertrauen der örtlichen Aboriginal-Gemeinschaft gewonnen. Hängt das auch damit zusammen, wie Ihr Eure Farm betreibt?

In Australien gibt es eine Tradition: Öffentliche Zusammenkünfte werden mit einem „Welcome to Country“ begonnen. Dabei würdigt eine indigene Person die „traditionellen Hüter“ des Landes, auf dem die Zusammenkunft stattfindet, und zollt den Ältesten der Vergangenheit und Gegenwart Respekt. Wir haben versucht, uns dieses Konzept des Hüters – also des Bewahrens einer Landschaft, damit wir sie an zukünftige Generationen in einem besseren Zustand weitergeben können, als wir sie übernommen haben – zu eigen zu machen. Ich glaube, damit haben wir mit unseren Aboriginal-Nachbarn eine gemeinsame Basis.

In Wahrheit ist das, was wir in Danthonia tun, um das Land zu schützen, gar nicht so eine große Sache. So begeistert ich auch von den Schritten bin, die wir unternehmen, und der Art, wie die Natur darauf reagiert, ist dies doch nur ein kleiner Teil dessen, warum wir das Leben in der Gemeinschaft gewählt haben. Wir sind dazu berufen, in der Nachfolge Christi zu leben und seinem Weg so gut wir können zu folgen. Dass wir uns um dieses Land kümmern, spiegelt schlicht unseren Wunsch wider, Christus treu zu dienen, der die Blumen auf dem Feld, die Spatzen, die Kinder liebt; der sich der Kranken und Bedürftigen erbarmt; dessen Herz mit den Mittellosen und Geknechteten schlägt. Das beflügelt unsere Bemühungen, in Verbundenheit mit unseren Mitmenschen zu leben und sie zu verstehen, insbesondere unsere Aboriginal-Brüder

und -Schwestern. Charles Massy, dessen Buch *Call of the Reed Warbler* jedem, der über regenerative Landwirtschaft nachdenkt, empfohlen sei, formuliert das treffend: „Erst wenn wir uns mit den ersten Einwohnern des Landes und mit dem Land selbst ausgesöhnt haben, können wir ‚ankommen‘ und wirklich zu diesem Kontinent gehören.“

Bei der regenerativen Landwirtschaft geht es letztlich darum, wieder zu der Aufgabe zurückzukehren, die Gott Adam und Eva im zweiten Kapitel des 1. Buch Mose übertragen hat: uns um die Erde zu kümmern, die Gott als seinen Garten schuf. Wir müssen bescheiden beginnen und anerkennen, dass wir als westliche Verbraucher am globalen ökologischen Desaster, das die industrielle Landwirtschaft verursacht hat, mitschuldig sind. Die Märkte werden von Gier und Nachfrage bestimmt – und entfremden uns von der Art und Weise, die Gott für unser Leben vorgesehen hat. Die Landwirtschaft bleibt viele Antworten schuldig, aber ich glaube aufrichtig, dass ihr ein enormes Potenzial zur Regenerierung unserer Welt innewohnt.

Wir Landwirte brauchen Empathie für das Land und für die Tiere; für unseren Nachbarn nebenan; für alle, die an anderen Orten hungern; für zukünftige Generationen; für alles, was Gott geschaffen hat. Nicht nur unsere Köpfe und Hände, sondern auch unsere Herzen müssen arbeiten.

Vor Kurzem kamen mir die Worte des Propheten Jeremias in den Sinn, der in schwierigen Zeiten lebte. „So spricht der Herr: ‚Tretet hin an die Wege und schaut und fragt nach den Wegen der Vorzeit, welches der gute Weg sei, und wandelt darin, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele.‘“ (Jer. 6:16)

Wir müssen also nur die Wege erkennen, nach dem alten und guten Weg suchen und dann in diese Richtung gehen. ➔

Das Interview wurde am 11. und 17. Januar 2019 auf dem Danthonia-Bruderhof in Elsmore, New South Wales, Australien, geführt. Aus dem Englischen übersetzt von Katja Rameil.



Liebe ist Arbeit

EBERHARD ARNOLD

IN DER GEMEINSAMEN ARBEIT erkennt man am besten und schnellsten, ob man in lebendigem Glauben zu wirklicher Liebe und zu wahrer Gemeinschaft bereit ist. Hier gilt die Arbeit als das entscheidende Kennzeichen, ob der Glaube echt ist. Im Lebenszusammenhang liebender Arbeit wird erkennbar, wo wirkliches Leben ist. Der Ursprung lebendiger und beseelter Arbeit aus dem Glauben ist hier der tägliche Mittelpunkt der Erfahrung: Glaube bedeutet Leben. Wahres Leben ist Liebe. Die Liebe drängt zur Tat. Es gibt keine andere wirkliche Tat als die Arbeit. Die Tat der Christus-Liebe ist die gemeinsame Arbeit.

DIE FORDERUNG DER GERECHTIGKEIT und der Liebe wird es in gesunder Arbeit zu einer solchen Gemeinschaft bringen, dass alle Menschen bereit werden, bei den täglich notwendigen Handreichungen tätiger praktischer Arbeit mit anzupacken, sei es an der Maschine, am Spaten, mit dem Beil oder sonst etwas. Jeder Mensch sollte bereit sein, jeden Tag eine kleine Zahl von Stunden praktisch zu arbeiten, ob im Garten, im Umgraben und

Jauchegießen auf dem Acker, im Pflugführen oder Kartoffelhacken, oder an der Mähmaschine, an der Kreissäge oder im Bergwerk, im Straßenbau, in einer Fabriktschlerei oder wo es sonst sei. Jeder Mensch könnte bereit sein, jeden Tag, der ihm körperliche Gesundheit schenkt, einige Stunden dieser praktischen Arbeit zu widmen. Gerade die einseitig Geistigen würden die vermenschlichende Wirkung solchen Tuns spüren.

UND SO WIRD ES MÖGLICH SEIN, die besondere Begabung, die einem jeden Menschen geschenkt ist, das kleine Licht, das in jedem glimmt, zum Entfachen zu bringen. Ob dieses Feuer nun wissenschaftlich oder musikalisch, sprachlich oder künstlerisch mit Holz, Stein oder in Farben seine verborgene Glut ahnen lässt, oder ob es als das Einfachste und Beste als Liebe zur Natur in Land- und Gartenarbeit seine Kraft beweist: die Arbeit in den Freistunden wird den Charakter der Lebensfreude eines jeden Menschen offenbaren. ➤

Quelle: Bruderhof Historical Archive, Walden, NY. EA 224b und EA 20/21a. Leicht gekürzt und überarbeitet von Daniel Hug.

Sybil
Andrews,
Schlepper,
1929

Der Schriftsteller und Theologe Eberhard Arnold (1883–1935) ist einer der Gründer der Bruderhofgemeinschaften und Gründungsredakteur des Verlags, der das Pflug Magazin herausgibt.



Einander die Sünden bekennen

Die beunruhigende, befreiende Gabe der Offenheit

JOHNNY FRANSHAM

„Bekennet also einander eure Sünden und betet füreinander, dass ihr gesund werdet.“

–Jakobus 5,16

KÜRZLICH KEHRTE EIN EHEPAAR unserer Gemeinschaft von einer Missionsreise zurück. Sie hatten viele suchende Herzen getroffen – Menschen, die fühlten, dass sich etwas ändern muss, und die nach etwas Neuem suchten. Aber wenn sie über die Sündenvergebung sprachen, die Jesus anbietet, kamen unterschiedliche Reaktionen: „Gott hat mir schon vergeben.“ „Muss ich meine Sünden wirklich bekennen, damit mir vergeben wird?“ „Ist Gottes Gnade nicht ausreichend?“

Gottes Gnade ist in der Tat unübertrefflich, aber das ist sie besonders dann, wenn wir unsere Sünden vor jemand anderem bekennen. Sünde und Schuld wirken immer im Verborgenen. Deshalb schreibt Dietrich Bonhoeffer:

Im Bekenntnis konkreter Sünden stirbt der alte Mensch unter Schmerzen einen schmachvollen Tod vor den Augen des Bruders. Weil diese Demütigung so schwer ist, meinen wir immer wieder, der Beichte vor dem Bruder ausweichen zu können... In dem tiefen geistlich-leiblichen Schmerz der Demütigung vor dem Bruder, erfahren wir das Kreuz Jesu als unsere Rettung und Seligkeit. *

Meine Sünden einem anderen Menschen zu bekennen – selbst jemandem, dem ich vertraue – ist nie leicht, denn ich mache mich damit verletzlich; ich bekenne damit, dass ich Hilfe brauche. In einer Welt, wo individuelle Leistung vergöttert und Schwäche verachtet wird, ist es extrem beunruhigend, anderen gegenüber die eigenen Sünden zu offenbaren. Da ist zum Beispiel die Angst vor Geschwätz, solche Sachen können schnell herumgehen, besonders in kleineren christlichen Gruppen, in denen man sich gegenseitig kennt.

Das kann aber auch zur faulen Ausrede werden, ein Hintertürchen, um sich nicht wirklich von der Sünde abwenden zu müssen. Wir verstecken uns hinter unserem Christentum und halten unsere Sünde geheim; nicht weil wir glauben, uns sei schon vergeben worden, sondern aus Angst vor verletztem Stolz. Selbstgerechtigkeit und der Wunsch, gut dazustehen, haben sich so tief in uns eingegraben, dass wir so tun, als seien wir gar keine Sünder, und uns hinter einer selbstgemachten Fassade verstecken, die zum Gefängnis wird und uns voneinander und von Gott trennt.

Meine Frau und ich haben unsere Ehe auf unserem tiefen, beiderseitigen Verlangen gegründet, vor allem anderen Christus nachzufolgen. Oft haben wir dabei versagt, aber ebenso oft haben wir erlebt, dass wir zu einer tieferen Einheit und Liebe gelangen und einander helfen können, wenn wir einander offen unsere Fehler und Schwächen beichten. Es ist mir vollkommen klar geworden, dass es unserer Ehe Schaden zufügt, wenn ich etwas vor meiner Frau verberge – besonders meine Versuchungen und Sünden.

Gilt das nicht auch für alle unsere anderen Beziehungen? Wenn wir uns nach Frieden und Einheit untereinander sehnen, dann müssen wir uns verletzlich machen und ans Licht bringen, was wir im Dunkeln zu verstecken suchen. Wenn der Apostel Paulus uns ans Herz legt, unsere Lasten miteinander zu tragen, dann sagt er damit, dass uns das näher zu Jesus und schließlich zueinander führt. Es ist ein Geschenk, nicht eine unangenehme Pflicht. Der Erste Johannesbrief ist zugleich scharf und doch voller Hoffnung: „Wenn wir sagen, dass wir Gemeinschaft mit ihm haben, und wandeln doch in der Finsternis, so lügen wir und tun nicht die Wahrheit. Wenn wir aber im Licht wandeln, wie er im Licht ist, so haben wir Gemeinschaft untereinander.“



Was bedeutet es, im Licht zu wandeln, ins Reine zu kommen? Was heißt es, wirklich aufzugeben, was Christus von uns nehmen will? Wie es uns die Geschichte von dem Gelähmten in Matthäus 9 beschreibt, sind wir alle auf die eine oder andere Weise von Leiden, Krankheit oder anderen Gebrechen befallen. Was noch wichtiger ist: Die meisten von uns tragen die Last ihrer Sünden und Verfehlungen. Das ist der Grund, warum uns der Apostel Jakobus ermahnt, die Ältesten der Gemeinde zu rufen, wenn wir krank sind, damit sie über uns beten, und dass wir einander unsere Sünden bekennen. Durch unser Bekenntnis können wir die Fesseln lösen, die uns innerlich gebunden haben. Dadurch werden wir echte und dauerhafte Heilung finden. Aber damit das geschehen kann, müssen wir dazu bereit sein, uns durch Christus verändern zu lassen. Vielleicht fällt es uns deshalb so schwer, uns einem anderen gegenüber zu öffnen. Denn wenn wir unsere Verfehlungen offen zugeben würden, dann würde das bedeuten, dass wir bereit sind, uns selbst und unsere Lebensweise zu ändern. Jesus verspricht alles neu zu machen, aber er sagt auch: „Geh und sündige nicht mehr“ (Johannes 8,11).

Ja, Gott weiß alles, und wir können immer direkt zu ihm kommen. Seine Vergebung ist ein wundervolles Geschenk. Aber seine Macht, uns zu befreien und zu heilen, kostet auch etwas: Wir müssen bereit sein, klein und demütig zu werden, damit Christus uns zu einem neuen Leben aufrichten kann.

Wenn wir einander unsere Sünden bekennen, dann gehen wir den bescheidenen und demütigen Weg Jesu, der in einem Stall geboren wurde und am Kreuz starb. Diesem Jesus begegnen wir in unserem Bruder und in unserer Schwester. Es ist ein Geheimnis, aber der Weg der Demut ist der einzige Weg, der zu Licht und Hoffnung, Freiheit und Freude führt. So sagt Jesus: „Das Reich Gottes ist in eurer Mitte“ (Lukas 17,21). ➔

* Dietrich Bonhoeffer, *Gemeinsames Leben*, München 1979.

Johnny Fransham diente von 2006–2016 zusammen mit seiner Frau Anna Regula (Regi) als Bischof für die europäischen Gemeinschaften des Bruderhofs. Im Februar 2016 starb er im Alter von 67 Jahren nach einem dreimonatigen Kampf gegen Krebs.

Giovanni Bellini, *Pietà Martinengo*, 1505

Befreiung am Kreuz

OSCAR ROMERO

Vor 39 Jahren erlag der Erzbischof von El Salvador, Oscar Romero, während einer Messfeier der Kugel eines Attentäters. Solange er lebte, brachte ihm sein freimütiger Ruf nach Gerechtigkeit für die Armen den Vorwurf politischer Einmischung und sogar der Unterstützung des Kommunismus ein. Im Oktober 2018 erklärte der Vatikan ihn zum Heiligen. Es ist nicht schwer, zu verstehen, warum: Obwohl er nie davor zurückschreckte, Unterdrückung zu bekämpfen, gründete seine Botschaft auf einer tiefen Liebe zu dem gewaltfreien Christus.

ES KANN KEINE FREIHEIT GEBEN, solange es in unseren Herzen Sünde gibt. Was nützt es, Strukturen zu verändern? Was nützen uns Gewalt und der Einsatz von Waffen, wenn unsere Motivation Hass ist und unsere Absicht, Machthaber zu stärken oder zu

stürzen, um dann neue Gewaltherrschaften aufzubauen? Was wir in Christus suchen, ist wahre Freiheit, die Freiheit, die das Herz verwandelt, die Freiheit, die der auferstandene Christus uns heute verkündet: „Sucht, was droben ist“ (Kol 3,1). Betrachtet die irdische Freiheit und

die Unterdrückung dieses ungerechten Systems in El Salvador nicht nur von euren Dächern aus. Schaut nach oben! Das bedeutet nicht, die Situation einfach hinzunehmen, denn Christen verstehen es auch zu kämpfen. Ja, sie wissen, dass ihr Kampf wirkungsvoller und mutiger ist, wenn er von Christus inspiriert wird. Denn er hat mehr getan, als die andere Wange hinzuhalten und sich an ein Kreuz nageln zu lassen. Indem er sich der Kreuzigung unterwarf, hat er die Welt erlöst und das Lied vom endgültigen Sieg gesungen, des Sieges, der nicht für andere Zwecke missbraucht werden kann, sondern denen zugutekommt, die, wie Christus, nach der wahren Befreiung der Menschen trachten. Diese Befreiung lässt sich ohne den auferstandenen Christus nicht begreifen, und diese Befreiung ist es, die ich mir für euch, liebe Schwestern und Brüder, wünsche, besonders für diejenigen unter euch, die ein so großes soziales Bewusstsein haben und sich weigern, die Ungerechtigkeiten in unserem Land zu tolerieren. . . . Erhebt eure Herzen in die Höhe und sucht, was droben ist!

UND IHR, LIEBE JUNGE Menschen, die ihr euch der Gewalt und dem Laster verschrieben habt, ihr, die ihr bereits euren Glauben an die Liebe verloren habt und denkt, dass Liebe keine Probleme löst. Hier ist

Hier ist der Beweis, dass Liebe allein alles löst.

der Beweis, dass die Liebe allein alles löst. Hätte Christus seine Erlösung mit Waffen- und Feuer- gewalt durchsetzen wollen, hätte er nichts erreicht.

Es wäre sinnlos gewesen und hätte nur noch mehr Hass und Bosheit erzeugt. Doch Christus weist mit seinen Worten jener Nacht auf das Zentrum unserer Erlösung: „Das ist mein Gebot, dass ihr euch untereinander liebt, wie ich euch geliebt habe.“ Und er geht noch weiter:

„Damit ihr erkennen könnt, dass dies nicht nur Worte sind, bleibt heute Abend bei mir, wenn ich, das Übel der Menschheit und die Schmerzen meiner eigenen Leiden vor Augen, Blut schwitzen werde! Und morgen werdet ihr sehen, wie ich das Kreuz als stilles Lamm trage und auf Golgatha sterbe. Seid versichert, dass ich gegen niemanden Groll hege. Aus der Tiefe meiner Seele werde ich rufen: ‚Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.‘“ Lasst uns, Schwestern und Brüder, über diese verkörperte Geste der Liebe nachdenken. Und wenn wir versucht sind, mit Rache, Groll, Grausamkeit oder Egoismus zu handeln, dann lasst uns nicht auf das traurige Vorbild von Menschen schauen, die sich gegenseitig hassen. Lasst uns vielmehr unsere Augen auf die Liebe richten, die uns zum Lamm, zur Speise, zum Passah und zum Bund geworden ist. ➤

Aus dem Englischen übersetzt von Birgit Currllin.

Ströme in der Wüste *Fortgesetzt von Seite 24*

seinem Kopf behält, ist das Gerechtigkeit. Die hohe Sterblichkeitsrate unter den jungen Menschen entwickelt sich steil nach unten, und auch das ist Gerechtigkeit.

Wenn unsere Gemeinschaft sich zu einem Fest versammelt, feiern wir unsere eigenen Wurzeln. Wir erkennen Schmerz und Ungerechtigkeit an; wir wissen, dass sich noch vieles verändern muss.

Doch wir danken auch für die Möglichkeit, von Gott geschenkte Nahrung anzubauen, und sie in Frieden miteinander zu essen. Wenn man sich hier in Conetoe um einen Tisch versammelt, ist das eine Handlung, die Leben rettet. ➤

Aus dem Englischen übersetzt von Esther Middeler.



Ein Buch, um Mauern abzubauen

EIN INTERVIEW MIT UK-BAE LEE

Illustrationen aus dem Buch von Uk-Bae Lee

Während Erwachsene über neue Grenzmauern sprechen, pflanzt ein Künstler Samen in die Herzen von Kindern, die, wie er hofft, diese Mauern eines Tages einreißen werden. Im März dieses Jahres veröffentlichte *Plough* eine englischsprachige Ausgabe von Uk-Bae Lees Bilderbuch *When Spring Comes to the DMZ* (deutsch: Wenn der Frühling in die Demilitarisierte Zone kommt). Während die koreanische Halbinsel einmal mehr in den Schlagzeilen steht, baten wir Lee um eine aktuelle Einschätzung.

Warum ein Kinderbuch über die Demilitarisierte Zone (DMZ)?

Zusammen mit anderen Autoren aus Korea, China und Japan habe ich das „Friedens-Kinderbuch-Projekt“ ins Leben gerufen, um Kindern die Vorstellung einer friedlicheren Welt nahezubringen. Doch als ich das Wort „Frieden“ hörte, sah ich die brutale Landschaft der demilitarisierten Zone vor mir, die natürlich kein Bild des Friedens, sondern eines des Krieges ist. Die DMZ ist wie eine Wunde, die dem Rücken der koreanischen Halbinsel durch ein Riesenmonster zugefügt wurde und die Süd- und Nordkorea mit drastischen Bildern wie Stacheldraht

und ockerfarbiger Erde trennt, die an das Blut erinnern, das dort geflossen ist.

Wie demilitarisiert ist die DMZ wirklich?

Die „Demilitarisierte Zone“ bezeichnet ein Gebiet ohne Waffen, tatsächlich liegen dort jedoch noch hunderttausende Landminen vergraben, und auf beiden Seiten stehen Soldaten mit Hightech-Waffen. Und trotzdem hat sich in der DMZ – paradoxerweise ohne das Eingreifen des Menschen – eine üppige Flora und Fauna entwickelt. Das Gebiet gilt sogar als Paradies für gefährdete Pflanzen und Tiere. Es ist, genauer gesagt, ein allerletzter Zufluchtsort. Doch

Bilder von Uk-Bae Lee. Mit Genehmigung verwendet.

es entbehrt nicht der Ironie, dass die Natur von den Schwierigkeiten der menschlichen Gesellschaft profitiert hat. Die DMZ sollte uns nicht nur dazu anregen, über die Beziehungen zwischen uns Menschen nachzudenken, sondern auch dazu, das Zusammenleben von Mensch und Natur zu reflektieren.

Sie haben die DMZ besucht, um dieses Buch zu schreiben. Was hat Sie am meisten beeindruckt?

Die Rotkronenkränich-Familie und die Wildgänse, die über den Sperranlagen gen Süden flogen, bleiben unvergesslich. Die Szene war real, aber ich hatte ein sonderbares Gefühl von Unwirklichkeit: Wie konnte die Landschaft angesichts eines so tragischen Geschichtsverlaufs so wunderschön sein?

Was hat sich in der DMZ im Ergebnis der jüngsten Begegnungen zwischen den Staatsführern beider Koreas verändert?

Die Tore sind noch verschlossen, und man kann noch nicht frei hin- und herreisen. Aber auf beiden Seiten wurden einige Wachposten abgebaut, und es laufen Vorbereitungen, Bahn und Fernstraßen wieder zu verbinden. Diese Entwicklungen gleichen einem Wunder, und alle friedliebenden Menschen sollten diese Bemühungen unterstützen, damit die siebzigjährige Teilung von Nord- und Südkorea enden und eine Zeit des Friedens anbrechen kann.

Am Ende Ihres Buches sehen wir einen alten Mann mit seinem Enkel, wie sie die Tore der DMZ aufstoßen und ihre Verwandten aus Nordkorea umarmen. Wann wird dieser Tag kommen?

Eine friedliche Welt, in der sich getrennte Familien begegnen und die Menschen nach Belieben ein- und ausreisen können, wird mit Sicherheit kommen, da sich achtzig Millionen Koreaner im Norden und Süden sowie im Ausland aufrichtig nach Frieden sehnen. Vielleicht hat die Zeit des Friedens bereits begonnen, aber es bleibt noch viel zu tun, bis „ein Frieden, der nicht mehr umkehrbar ist“ erreicht ist, und eine Welt, in der Kriege keine Bedrohung mehr darstellen. Ein Bilderbuch kann die Welt nicht schlagartig verändern, aber wenn es ihm gelingt,

einen kleinen Eindruck zu hinterlassen, wenn es die Herzen nur ein klein wenig bewegen kann, könnten diese Herzen dann nicht gemeinsam Schritt für Schritt die Welt verändern?

Dachten Sie, als Sie Ihr Buch schrieben, auch an andere Mauern wie die Sperranlagen um den Gazastreifen oder die Grenze zwischen den USA und Mexiko?

Die Mauern werden umso fester, je mehr Menschen die Hoffnung auf ein Ende der Teilung verlieren. Wenn wir Mauern einreißen wollen, müssen



wir zunächst die Mauern in unseren Herzen abbauen. Eine wirkliche Mauer kann nicht an einem Vormittag errichtet werden oder über Nacht einstürzen, aber die Mauern in unseren Herzen können urplötzlich einstürzen.

Sobald wir die Mauern in unseren Herzen abbauen, können wir beginnen, einen kleinen Beitrag dazu zu leisten, die realen Mauern einzureißen. In einem koreanischen Sprichwort heißt es, dass „steter Tropfen den Stein höhlt“.

Regentropfen, die stetig vom Dach herabtropfen, bohren ein Loch in die steinerne Terrasse. Wenn wir unseren Traum vom Frieden nicht aufgeben und uns beharrlich darum bemühen, werden die realen Mauern eines Tages einstürzen. ➤

Das Interview wurde von Chungyon Won am 3. Januar 2019 geführt und auf Englisch übersetzt. Ins Deutsche übersetzt von Natalie Krugiolka.

JOHNNY APPLESEED

VEERY HULEATT

IM JAHR 1829, als eine Welle von Erweckungen durch Amerika ging, sprach ein Prediger zu einer Versammlung in Mansfield, Ohio. Er forderte sie heraus: „Wo ist nun euer barfüßiger Pilger auf seinem Weg zum Himmel?“

„Hier ist er.“ Ein Mann trat vor, barfuß und anstelle eines Hemdes mit einem Kaffeesack bekleidet. Das war John Chapman (1774–1845), ein Mann, der im amerikanischen Grenzland lebte, Apfelmäntel anpflanzte und „gute Nachrichten frisch aus dem Himmel“ verbreitete. Sein Name sollte zu einer amerikanischen Volkslegende werden: Johnny Appleseed.

Chapman war ein Apfelbaumgärtner, der Obstgärten auf Grundstücken anlegte, die dann besiedelt und kultiviert werden konnten. Obwohl seine Geschäfte offenbar gut gingen – bei seinem Tod gehörten ihm fast fünfhundert Hektar Land – behielt er immer seine schlichte und einsame Lebensweise bei. Chapmans Ernährung, die aus Honig, Beeren, Milch und Maismehl bestand, erinnerte an die Johannes des Täufers. Den Eifer seines Namensvetters hatte er auch übernommen: Als er einmal eine Frau dabei ertappte, wie sie Lebensmittel wegwarf, tadelte er sie und sagt ihr, das sei „eine Schändung der Gaben eines barmherzigen Gottes“.

Am meisten aber ist Chapman wegen seiner Freundlichkeit in Erinnerung. Er verschenkte Apfelbaumsetzlinge an Leute, die zu arm waren, um sich welche zu kaufen, und in einem Winter verschenkte er sein einziges Paar Schuhe an eine Familie auf dem Treck nach Westen. Chapmans Freundlichkeit galt allen Geschöpfen, sogar Schlangen und Insekten, und trug ihm den Respekt der amerikanischen Ureinwohnerstämme ein, denen er begegnete. Seine Ehrfurcht vor der Natur ging weiter, als es vielen seiner Zeitgenossen vernünftig erschien. Seiner Meinung nach war das Pfropfen – die bevorzugte Methode der Vermehrung von Obstbäumen, bei der Zweige von guten Sorten in einen widerstandsfähigen Wurzelstock eingepfropft werden – ein Verstoß gegen das Werk des Schöpfers. Deshalb waren die Äpfel von den

Bäumen, die er pflanzte, nicht zum Essen geeignet; sie wurden hauptsächlich zur Herstellung von Apfelwein und Apfelschnaps verwendet.

Chapman hatte immer eine Bibel bei sich, ebenso wie die Schriften von Immanuel Swedenborg, dem schwedischen religiösen Schriftsteller, der Denker wie William Blake und Ralph Waldo Emerson beeinflusste. Viele Nächte verbrachte er an Feuerstellen von Fremden, und bei solchen Gelegenheiten las Chapman seinen Gastgebern oft die Bergpredigt vor. Seine uneigennützig Freundschaft zeigte, wie ernsthaft er sich bemühte, nach deren Grundsätzen zu leben.

Heute würde man Chapman vermutlich als psychisch krank erklären und in eine Psychiatrie einweisen, aber in der Wildnis und in den rauen Zeiten, in denen er lebte, war genug Platz für seine Eigenheiten. Während Erwachsene sagten, er sei verrückt, und erzählten, er sei als junger Mann von einem Pferd an den Kopf getreten worden, freuten sich die Kinder immer schon auf seine Besuche. Chapman war gern mit ihnen zusammen. Er brachte den Mädchen bunte Bänder mit und unterhielt angeblich die Jungen damit, dass er barfuß über brennende Kohlen ging.

Er war ein Mann, den man immer nur flüchtig zu sehen bekam, und hinterließ nur ein paar verstreute verlässliche Spuren. Auf solchem Boden gedeihen Legenden hervorragend, und der Johnny Appleseed, den wir heute kennen, ist weit über den tatsächlichen John Chapman hinausgewachsen. In diesem Fall ist die Wahrheit vielleicht noch fabelhafter als der Mythos. Wie schon N. N. Hill, ein Historiker aus Ohio, 1881 schrieb: „Nicht ein einziges Mal ist in einem Jahrhundert ein Leben solcher Selbstaufopferung zum Wohle anderer bekannt.“ ➤

Um den echten John Chapman kennenzulernen, lesen Sie Howard B. Means' faszinierendes Buch Johnny Appleseed: The Man, the Myth, the American Story (Simon and Schuster, 2011). Dieser Artikel greift auf Means' Recherchen zurück. Aus dem Englischen übersetzt von Christian Rendel.




Jason Landsel, Vorläufer: Johnny Appleseed



Cameron Davidson, Kohleabbau im Mountaintop-Removal-Mining-Verfahren im südlichen West Virginia (USA)

Tag für Tag müssen wir den Leib der Schöpfung brechen und ihr Blut vergießen, damit wir leben können. Wenn wir dies bewusst, liebevoll, kunstgerecht und voll Ehrfurcht tun, ist es ein Sakrament. Wenn wir es gedankenlos, gierig, plump und zerstörerisch tun, ist es eine Entweihung. Mit solchen Entweihungen verdammen wir uns selbst zu spiritueller und moralischer Einsamkeit und andere zum Leid durch Mangel.

– Wendell Berry

 Pflug Magazin

NEULAND ERSCHLIESSEN FÜR EINE ANDERE WELT

www.plough.com/de

Plough Publishing House
Walden, New York, USA
Robertsbridge, East Sussex, UK
Elsmore, NSW, Australia